

Interview mit Hagen Keller

herausgegeben von

**Paola Guglielmotti, Giovanni Isabella,
Tiziana Lazzari, Gian Maria Varanini**

Estratto da Reti Medievali Rivista, IX - 2008

<<http://www.retimedievali.it>>



Firenze University Press

Interview mit Hagen Keller

Herausgegeben von
Paola Guglielmotti, Giovanni Isabella,
Tiziana Lazzari, Gian Maria Varanini

1. *Der Werdegang: Interesse für die Geschichte und das Mittelalter.*

1.1. *Wie kamen Sie zu dem Entschluss, Geschichte zu studieren?*

Ich bin spätestens während meines Studiums bis in meine persönliche Lebensorientierung hinein Historiker geworden. Damit will ich sagen: ich betrachte meine eigene Umwelt, andere Länder und Kulturen, menschliches Verhalten oder heutige Politik stets vor dem Hintergrund geschichtlicher Prägungen und in Anerkennung einer Vielfalt möglicher Lebensformen, Denkweisen und Wertvorstellungen. Diesen begegne ich in der Geschichte ebenso wie in der heutigen Welt, und ich fühle unreflektiert fast einen Zwang, Andersartiges oder Ungewohntes zuerst aus seinen eigenen Bedingungen heraus zu verstehen, ehe ich darüber urteile. Aber noch als ich die Schule beendet hatte, war keineswegs klar, daß ich Geschichte studieren würde, und den Vorschlag, mich mein Leben lang intensiv mit dem Mittelalter zu beschäftigen, hätte ich wohl weit von mir gewiesen. Daß ich mich dann doch der Geschichtswissenschaft zugewandt habe und sogar Mediävist geworden bin, war durch Zufälle mitbestimmt, und vielleicht spiegelt sich diese Tatsache auch in meinem späteren Umgang mit Geschichte.

Während ich zur Schule ging, habe ich sehr viel Zeit der Musik und dem Sport gewidmet; an den Wochenenden und in den Ferien war ich oft mit

Hagen Keller wurde 1937 in Freiburg im Breisgau geboren. Ein kurzes Porträt und seine aktualisierte Bibliographie findet sich unter <<http://fruehmittelalter.uni-muenster.de/keller>>. Als Anhang zum Interview sind seine in Italien publizierten und in italienischer Übersetzung vorliegenden Arbeiten angeführt. Die Fragen an Hagen Keller wurden von Monika Pelz ins Deutsche übersetzt.

Freunden, mit der Familie und besonders mit meinem Bruder Jörg – heute ein in Italien bekannter Vulkanologe – unterwegs. Ich las gerne schöne Literatur; im Sommer zog ich mich dafür bei schönem Wetter für viele Stunden aus dem etwas engen Elternhaus (mit vier jüngeren Geschwistern) in den Wald zurück, der hinter dem Haus in Stufen zum Schwarzwald emporstieg. Dort konnte ich zugleich die Natur beobachten; das Verhalten von Tieren, der Wuchs verschiedener Pflanzen je nach Standort und Jahreszeit faszinieren mich auch heute noch. Intensiv beschäftigte ich mich während der Schulzeit mit Astronomie. Ein Freund meiner Eltern, der zur See gefahren war, brachte mir als Zwölfjährigem den Umgang mit dem Sextanten und das Rechnen mit Logarithmen bei und versorgte mich bis in die Oberstufe des Gymnasiums mit Büchern über Astronomie und über die sich damals rasant entwickelnde Atomphysik. Da ich in den letzten Schuljahren einen hervorragenden Mathematik- und Physikunterricht genossen hatte, wollte ich ein Studium in dieser Fachrichtung aufnehmen und ließ mir in den einschlägigen Instituten der Universität Freiburg erklären, was und wie dort geforscht wurde. Kurz vor Beginn des ersten Semesters habe ich mich anders entschlossen: Ich wollte Lehrer werden, für künftige Schüler ein besserer Lehrer, als es damals in meinen Augen viele von unseren Lehrern gewesen waren, und schrieb mich für die Fächer – drei waren vorgeschrieben – Geschichte, Latein und Politik ein. Um Schüler auch in der Freizeit betreuen zu können, habe ich daneben zwei Jahre lang noch Sport studiert, mit etwa 20 Stunden Ausbildung pro Woche.

1.2. *Warum haben Sie an der Universität Geschichte als Hauptfach gewählt?*

Bei dieser Entscheidung war von vorn herein klar, daß ich im Hauptfach Geschichte studieren würde. Den Grund dafür kann ich nicht mehr sicher rekonstruieren. Aus Interesse am Mittelalter geschah es jedenfalls nicht. Zur privaten Lektüre in der Schulzeit hatten auch einige dicke historische Bücher gehört (z. B. die dreibändige *Ortsbestimmung der Gegenwart* von Alexander Rüstow, einem der Begründer des Neoliberalismus). Historische Romane waren nicht darunter. Vielleicht ist es bezeichnend für mein Interesse an der Vergangenheit, daß mir dieses Genre – von den Büchern Umberto Ecos abgesehen – bis heute fremd geblieben ist. Auch Biographien las ich – und lese ich bis heute – selten. Aus meiner Schulzeit kann ich mich an die Hadrian-Biographie von Marguerite Yourcenar erinnern und an die Biographie des Kaisers Claudius von Robert von Ranke Graves; eine Biographie der Kaiserin Adelheid, die mir meine Mutter gab, habe ich ziemlich rasch wieder weggelegt. Dagegen wurde meine historische Neugier schon in der Kindheit angeregt, wenn ich konkreten Objekten oder Denkmälern begegnete. Da wir 1944 durch die Bombardierung Freiburgs unsere Wohnung verloren hatten, lebten wir bis 1950 in dem Städtchen Pfullendorf nördlich des Bodensees. Ein Teil der mittelalterlichen Stadtmauer war noch erhalten. Sie begann gleich hinter unserem Haus und zog sich mit Wehrtürmen, in die wir verbotenerweise durch

Ausgüßöffnungen vom alten Graben her eindringen, den Berg hinauf bis zu dem Oberen Tor, einer mittelalterlichen Doppeltoranlage mit einem hohen, weithin sichtbaren Turm. Im Ort gab es alte Fachwerkhäuser, darunter das angeblich älteste in Deutschland aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Auch sehe ich noch heute vor mir, wie ein frühgeschichtliches Grab mit Waffenbeigaben geborgen wurde, ich meine, es sei das Grab eines Alamannen gewesen. Auf einem alten Bild im Rathaus war zu sehen, wie die Schmiede meiner Vorfahren mütterlicherseits, direkt vor einem anderen Stadttor gelegen, im Dreißigjährigen Krieg brannte – mein Urgroßvater, den ich noch kannte, hatte an dieser Stelle das Handwerk ausgeübt (er hieß Schmid und war der letzte „Lindenschmied“, so genannt nach der großen alten Linde neben dem Haus, denn von seinen beiden Söhnen war einer im Ersten Weltkrieg gefallen, der andere früh gestorben). Das alles interessierte mich sehr. Schon in der Grundschule habe ich vom Grafen Rudolf von Pfullendorf gehört, der unter Friedrich Barbarossa eine Rolle spielte, und von Kaiser Friedrich II., der den Ort zur Stadt erhob, „zur freien Reichsstadt“ gemacht hatte. Auf Ausflügen suchten meine Eltern mit uns Kindern gezielt Kunstdenkmäler auf, meist mittelalterliche Kirchen, zum Beispiel auch die Klöster auf der Insel Reichenau. Als wir 1950 wieder in das noch arg zerstörte Freiburg mit dem fast unzerstört gebliebenen romanisch-gotischen Münster übersiedeln konnten, erweiterte sich meine Anschauung von Zeugnissen des Mittelalters erheblich. Basel, Straßburg, Breisach, die romanischen Klosterkirchen im Elsaß waren nicht weit, und meine Eltern fuhren mit uns dorthin. Ich war davon oft tief beeindruckt. Später habe ich meine Radtouren entsprechend geplant oder sogar Fahrten per Autostop unterbrochen, um bemerkenswerte Denkmäler zu sehen. Aber ich meine nicht, daß mein Weg zum Mittelalter hier begann.

1.3. Durch welche Faktoren wurde Ihrer Meinung nach die Entwicklung Ihres historischen Bewusstseins am meisten beeinflusst?

Ausgangspunkt eines lebhaften und ganz gezielten historischen Interesses war für mich der unmittelbare Einbruch der Geschichte in mein Leben. Geradezu umgetrieben hat mich etwa seit meinem 15. Lebensjahr die Frage nach dem, was in der Zeit vor und während meiner Kindheit geschehen war, was Deutsche unter und mit Hitler getan, was Millionen von Menschen dadurch erlitten hatten. Schon mit meinen Eltern, beide Jahrgang 1915, und mit ihren Freunden, die in unser sehr offenes Haus kamen, habe ich heftig darüber diskutiert, als Student 1960 die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte abonniert und in allen Phasen meines Lebens viel dazu gelesen. Neben Wissenschaftlichem gehörten dazu z. B. auch alle Bücher von Primo Levi, wie überhaupt Tagebücher und Autobiographien von Überlebenden oder ihre literarischen Verarbeitungen von Schicksalen, die sich fast jeder Vorstellung entziehen. Das entsetzliche Geschehen verfolgt mich als Mensch und als Historiker bis heute. Mein Interesse für Geschichte hat sich ganz stark

daran entzündet. Es ist sicher auch durch Zufälle bedingt, wenn ich nicht Zeithistoriker geworden bin. Doch vielleicht hat dazu auch eine Scheu vor den traumatischen Erlebnissen beigetragen, die zu meinen frühesten Erinnerungen gehören und deren Schrecken mich in Bildern noch während der Studienzeit und in physischen Reaktionen über das 40. Lebensjahr hinaus verfolgten. Der Krieg mit seinen schlimmen Folgen war in meiner Jugend überall gegenwärtig: Viele unserer Freunde wuchsen ohne Vater auf; auch der einzige Bruder meiner Mutter, einer der beiden Brüder meines Vaters und der Mann seiner Schwester waren gefallen wie auch der Vater meiner Frau; Freunden der Eltern, die zu Besuch kamen, fehlte ein Bein oder ein Arm; Freiburg war, als ich zu studieren begann, längst noch nicht wieder vollständig aufgebaut, Kiel noch sehr weitgehend zerstört. In den Gesprächen von Erwachsenen und von uns Jugendlichen kehrten die Schrecken des Krieges und die Not der Nachkriegszeit, Flucht aus dem Osten oder Kriegsgefangenschaft damals noch ständig wieder. Wohl noch als Schüler, vielleicht erst zu Beginn des Studiums habe ich die entsetzlichen Filme gesehen, die von den Nazis in den Konzentrationslagern gedreht worden waren. Ich bin niemandem begegnet, der die Verbrechen leugnete, aber die Behauptung, davon nichts gewusst zu haben, war fast allgemein. Ich hielt das schon damals in dieser Form für nicht glaubhaft. Ich wollte mehr wissen, sozusagen näher an das Leben und Denken der Menschen herankommen, die – wie auch meine Eltern und ihre Bekannten – als Erwachsene in die Ereignisse jener Zeit involviert waren. Die Frage, wie es zu dem verbrecherischen und sinnlosen Geschehen mit seinen verheerenden Folgen kommen konnte, bedrängte mich bis in den Alltag hinein, und sie kehrt auch heute wieder, wenn ich über die ethnisch interpretierten Kriege der Gegenwart und das zugehörige patriotisch-chauvinistische Sprachgetöse verzweifeln möchte.

Wie ich meine, hat daneben noch eine andere Tatsache zur Entwicklung meines historischen Bewusstseins beigetragen, nämlich die Begegnungen mit der Moderne in den Ausdrucksformen der Kunst. Ich war begeistert von den ersten Beispielen moderner Architektur, die seit etwa 1952 beim Wiederaufbau Freiburgs entstanden; eine Ausstellung moderner italienischer Malerei und Plastik, um 1953/54 in Zürich gezeigt, wurde für mich durch die Führung der Schwägerin von Hans Arp, Schwester von Sophie Täuber-Arp, zum großen Erlebnis; und während der Donaueschinger Musiktage, dem großen Festival für neue Musik, kämpfte ich jedes Jahr neu um das einzige Radio in der Familie, um möglichst viel davon hören zu können. Wie Schulaufsätze zeigen, suchte ich – auf dem Niveau eines Jugendlichen – hinter den Werken die neuen Einstellungen und, wo es um Architektur ging, auch die veränderten Bedürfnisse der modernen Gesellschaft, d. h. der Menschen in meiner Welt, die so etwas schufen. Und schon früh beschäftigte mich die Frage, was der Gegensatz zwischen der Kunst, die im Dritten Reich verboten wurde, und dem, was die Nazionalsozialisten selbst als Kunst propagierten, über die Spannungen und Gegensätze in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts aussagt. Ich erlebe Kunst und Musik sehr unmittelbar, intellektuell, sensuell

und emotional; aber ich nehme dabei nicht nur Kunst in mich auf. Das gilt auch für meine Begegnungen mit der Kunst früherer Epochen. Ich sehe sie in Verbindung mit dem konkreten Leben und im Vergleich zu anderen Gestaltungen, zu Früherem oder Späterem. Das Nachdenken über den historischen und gesellschaftlichen Kontext ist für mich mit dem Betrachten von Bildwerken, dem Erleben von Architektur, dem Hören von Musik also sehr eng verbunden. Als integraler Teil der Lebensformen verweisen sie mich auf den Zusammenhang mit anderen Lebensäußerungen, auch mit der materiellen Kultur. Aber die Anstöße gehen dabei von den Objekten aus; ich komme von den Kunstwerken zur Geschichte und nicht umgekehrt vom Interesse an der Geschichte auch zur Kunst.

1.4. *Welcher Weg führte Sie zur mittelalterlichen Geschichte?*

Mein Weg in die Mediävistik war stark von situationsgebundenen Möglichkeiten und Eindrücken während des Studiums bestimmt, nicht von einem spezifischen Interesse an ganz bestimmten Gegenständen oder Phänomenen. Zwar hatte ich in Freiburg seit meinem ersten Semester Gerd Tellenbach und Clemens Bauer gehört und gleich 1956 das Mittelalter-Proseminar bei Manfred Hellmann absolviert. Doch echte Neugier für diese Epoche weckte 1957 in Kiel die Vorlesung des später berühmten Philosophen Hans Blumenberg über die Philosophie des 14. und 15. Jahrhunderts. Wieder in Freiburg, begann ich, mein Wissen vor allem in den Lehrveranstaltungen von Tellenbach zu vertiefen, der mich dann Anfang 1959 in seinen Arbeitskreis aufnahm. Mit den Einblicken in die Forschungsarbeit Älterer – von Karl Schmid, Joachim Wollasch, Eduard Hlawitschka, Hansmartin Schwarzmaier, Wilhelm Kurze und natürlich von Tellenbach selbst – und in den oft täglichen langen Fachdebatten, dann während der Arbeit an meiner eigenen Dissertation wurde das Mittelalter für mich immer faszinierender. Daß sich diese Untersuchungen in mir vertrauten Landschaften bewegten, verstärkte für mich die Anschaulichkeit dessen, was die Kollegen und ich über längst vergangenen Zeiten ermittelten. Hier bin ich Mediävist geworden und es dann aufgrund einer Faszination, die für mich von den Zeugnissen dieser Epoche ausgeht, bis heute geblieben.

Vielleicht erklärt diese Form meiner Annäherung an mein Fach etwas von meiner Art des Fragens, Forschens und Schreibens. Zeugnisse vergangener oder fremder menschlicher Existenz – Handschriften, archäologische Funde, Bilder, Bauwerke, anschauliche Quellenberichte, nicht zuletzt Aussagen über Details des Lebensalltags – sprechen mich sehr unmittelbar an. Aber ich habe für mich selbst nie das Bedürfnis empfunden, solche Zeugnisse, bezogen auf eine Gattung oder bestimmte Objekte, systematisch zu sammeln, gar ein Corpus zu erstellen, wie auch kleine Editionsprojekte, die aus interessanten Archivfunden resultierten, unabgeschlossen in einer Schublade liegen geblieben sind. Wenn mich ein Gegenstand oder ein Textzeugnis fesselt, drängen sich mir sofort Fragen nach dem Umfeld auf, in den dieser Überrest einer vergangenen

Zeit gehört, nach dem konkreten Leben, in das er Einblick geben kann. Schon die erste Begegnung mit einem interessanten Dokument oder Denkmal weckt das Bedürfnis, es in weitere Zusammenhänge zu stellen, um das Einzelzeugnis in seiner Individualität, aber zugleich als Spiegel allgemeinerer Verhältnisse zu verstehen. So richtet sich meine wissenschaftliche Neugier einerseits auf das detailgenaue Erfassen des Einzelfalls und seine Erhellung durch andere, ähnliche Zeugnisse, andererseits auf die Zuordnung zu den großen Linien der Entwicklung oder zu den weiteren Erscheinungen, die helfen, mir eine vergangene Zeit zu vergegenwärtigen und das frühere Leben den Menschen heute verständlich zu machen. Eher schwach ausgeprägt ist mein Bedürfnis, die gesamte Geschichte von Ländern, Regionen oder Städten im detaillierten chronologischen Überblick kennenzulernen; aber für einzelne Phasen oder Epochen, die mich interessieren, möchte ich möglichst viel aus den verschiedensten Lebensbereichen wissen.

1.5. *Welches Gewicht hatte für Ihren wissenschaftlichen und persönlichen Werdegang die Begegnung mit einem so bedeutenden Historiker und Hochschullehrer wie Gerd Tellenbach?*

Es ist vielleicht bezeichnend, daß ich eine so naheliegende Frage nur in Umschreibungen beantworten kann. Von Anfang an habe ich größte Hochachtung empfunden gegenüber der Persönlichkeit Tellenbachs, seinem wissenschaftlichen Werk, seinem hochschulpolitischen Engagement und der Aufrichtigkeit, mit der er seine Positionen vertrat. Bei meinen Arbeiten hatte ich jedoch das Gefühl, meinen eigenen Interessen nachzugehen – und habe mich trotzdem häufig im Feld der Themen Tellenbachs bewegt. Als Lehrer hat Tellenbach mich zweifellos mehr beeinflusst, als mir bewußt war, und zwar sowohl durch die Gegenstände seines Forschens als auch durch die Fragen, die er in seinen Studien an die Geschichte richtete. Vielleicht gab es ein Stück weit Gemeinsamkeiten in der Einstellung zur Geschichtlichkeit menschlicher Existenz und damit in der Betrachtung historischer Phänomene, so daß ich gar nicht bewußt registrierte, welchen Einfluß Tellenbach auf mich ausübte. Das schloß Differenzen in Analyse und Urteil keineswegs aus; wir haben sie in Diskussionen offen angesprochen. Vielleicht können die Divergenzen zurückgeführt werden auf die wissenschaftlichen Formung Tellenbachs in der Spätphase des Positivismus (er war Schüler von Georg von Below und hat stets mit großem Respekt von der „Methodenstrenge“ in den Seminaren Belows gesprochen) und meines Wegs in die Geschichtswissenschaft unter den verstörenden Fragen, die das Wissen um die entsetzlichen Geschehnisse im „Dritten Reich“ und im Zweiten Weltkrieg und dann der aufkommende Umbruch im öffentlichen Bewußtsein während der 60er Jahre – nicht erst seit 1968 – an einen jungen Deutschen richtete. Doch es gab eine untergründige Nähe, die ich nur schwer in Worte fassen kann. Als ich zum 90. Geburtstag meinen Lehrer in einem Festvortrag „Das Werk Gerd Tellenbachs in der Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts“ gewürdigt hatte, sagte

Tellenbach, dem so persönliche Äußerungen schwer fielen, privat zu mir: «Ich fühle mich tief verstanden». Vielleicht ist das eine indirekte Antwort auf die Frage, was Gerd Tellenbach für mich als Lehrer und als Mensch bedeutet hat.

1.6. Gab es zwischen Ihnen und Tellenbach Methodendiskussionen oder wissenschaftliche Divergenzen?

Auch wo wir unterschiedlicher Meinung waren, gab es zwischen uns nie einen methodologischen Grundsatzstreit, wie er nach 1968 an den Universitäten zwischen Lehrern und Schülern häufiger aufgebrochen ist. Weder Tellenbach noch ich neigten dazu, eigene wissenschaftliche Auffassungen zu extrem formulierten Positionen zuzuspitzen. Vielleicht hatten wir beide eine untergründige Furcht, durch die Verabsolutierung bestimmter Aspekte das gelebte Leben aus dem Blick zu verlieren und in ideologisch bestimmte Festlegungen zu geraten. Auch bei divergierenden politischen Ansichten zeigte Tellenbach – bei aller Entschiedenheit seiner eigenen Stellungnahmen – liberale Toleranz. Fachlich diskutierten wir wiederholt über Unterschiede im Zugang zu historischen Phänomenen und in der Auswertung von Quellenaussagen. Hierfür nur ein Beispiel: 1986 hatte ich meinen Band in der Propyläen Geschichte Deutschlands (Salier- und Stauferzeit) abgeschlossen, in den ich bewußt nur ein biographisch gestaltetes Kapitel gesetzt habe: das über Heinrich IV. Tellenbach, der damals an seinem Aufsatz über den Charakter Heinrichs IV. für die Festschrift Karl Schmid arbeitete, war damit überhaupt nicht einverstanden: Geschichtsschreiber wie Lampert von Hersfeld oder Bruno hätten Lügen verbreitet, denen man als Historiker doch nicht glauben könne – sie würden keinen Zugang zur Persönlichkeit eröffnen. Ich meinte, daß man wohl schwerlich sicher entscheiden könne, wie viel von den Aussagen stimmt und was nicht; historisch aussagekräftig sei vielmehr, daß zu Lebzeiten eines Königs in seinem Reich so über ihn geschrieben und gesprochen wurde; nicht die Frage „wahr oder gelogen“ würde uns ein Verständnis für die Zeit erschließen, sondern die Frage, warum und wozu die Autoren so etwas geschrieben haben und wen sie mit ihren Schriften erreichen wollten. Es fiel Tellenbach schwer, sich auf eine solche Betrachtung der Quellen einzulassen und die traditionelle „quellenkritische“ Perspektive – vertrauenswürdiger Bericht, unvollständige Information des Berichtenden, bewusste, tendenzgeleitete Verfälschung – preiszugeben.

1.7. Auf welche Weise und über welche Wege fand jeder Einzelne der Historiker aus der Schülergruppe Tellenbachs sein eigenes, ganz spezifisches Forschungsthema?

Ich bin einer der jüngsten Schüler Tellenbachs und kann über die Zeit, in der Ludwig Buisson, Josef Fleckenstein, Karl Schmid, Rolf Sprandel, Joachim Wollasch und andere ihre Dissertationen geschrieben haben, keine Auskunft geben. Doch hatte Tellenbach große Achtung vor der eigenen Leistung seiner

Schüler und ließ ihnen sehr viel Freiheit. Er war überzeugt, daß Forschung, die wertvolle und originelle Ergebnisse erbringen soll, nur so möglich ist. Vorgegeben waren natürlich Tellenbachs eigene Interessenschwerpunkte als Anknüpfungspunkte und Vorbilder. Wer als Mitarbeiter oder Hilfskraft bezahlt wurde, trug selbstverständlich aktiv und oft mit einem hohen Anteil seiner Arbeitszeit zu den großen Gemeinschaftsprojekten bei – etwa zur Edition des Liber memorialis von Remiremont. Die Forderungen Tellenbachs und der eigene Antrieb der Mitarbeiter griffen dabei oft ineinander. Es war für Tellenbach selbstverständlich, daß man sich einer Sache, wenn man sie in Angriff nahm, mit ganzer Kraft widmete. Wo er den Eindruck hatte, daß etwas Gutes und Wichtiges auf dem Weg war, gab er seinen Schülern alle Freiräume, damit sie es vollenden konnten.

1.8. Um auf Ihre eigenen spezifischen Merkmale und Vorlieben innerhalb dieser Gruppe zu sprechen zu kommen: Unser Ansicht nach nutzen Sie bereits von Ihrer ersten Veröffentlichung an die Personenforschung als methodologisches Werkzeug für das Verständnis von Machtstrukturen, die von Ihnen als gegliederte Personenverbände verstanden werden und die vor allem den nachkarolingischen Reichen eigen sind. Kurz gesagt: Interesse für den Adel nie ohne Beachtung der institutionellen Strukturen. Sind Sie mit dieser Interpretation einverstanden?

Es ist absolut zutreffend, daß es Tellenbach selbst und dem mit seinem Namen verbundenen Arbeitskreis bei der Personenforschung stets um Strukturen ging, nicht um die Biographie von Persönlichkeiten, um einzelne Familien oder gar um Genealogie. Es ging um das Zusammenspiel der politischen Kräfte. Bezeichnend ist der Titel einer Reihe von Arbeiten: „Königtum, Adel und Klöster“, untersucht als Kräftefeld innerhalb eines geographisch bestimmten Raumes – wir fügten im Scherz oft „zwischen Pinien und Pappeln“ hinzu. Es ging, mit anderen Worten, um die Verbindung von ganzen Personengruppen zum Königtum und zu kirchlichen Institutionen, zu bestimmten Klöstern oder Bischofskirchen, aber auch zu Adelsgruppen, die in anderen Teilen der fränkischen Reiche aktiv waren. Auch meine Dissertation „Kloster Einsiedeln im ottonischen Schwaben“ gehört großenteils in diesen Kontext. Dem Forschungsansatz liegt die Überzeugung zugrunde, daß nicht nur die politischen Vorgänge, sondern auch die strukturellen Veränderungen vom 8./9. bis zum 11./12. Jahrhundert nur verständlich werden, wenn man die personellen Vernetzungen innerhalb der politisch bestimmenden Personenkreise und zwischen diesen und den dauerhaften institutionellen Größen erfaßt. Insofern wäre es nicht ganz zutreffend, wollte man die so ermittelten Machtstrukturen als „gegliederte Personenverbände“ kennzeichnen, in Anlehnung an die Definitionen des mittelalterlichen Staates bei Heinrich Mitteis und Theodor Mayer. Schon Tellenbach und dann seine Schüler sowie die Schüler der Schüler, bis zu mir oder Gerd Althoff, sehen hier eher ein sich bewegendes, ständig neu zu stabilisierendes Kräftefeld, auf

dessen Gestaltung und Nutzung auch die Macht des Königtums wesentlich beruht.

1.9. Wurde Ihrer Meinung nach Ihre wissenschaftliche Ausbildung noch von anderen Gelehrten auf signifikante Weise beeinflusst?

Schon während meines Studiums und während meiner gesamten wissenschaftlichen Tätigkeit habe ich aus Vorlesungen und Seminaren, aus Büchern, Vorträgen und Diskussionen wichtige Anregungen empfangen. Einzelne Gelehrtenpersönlichkeiten aus meiner Studienzeit, darunter viele Vertreter anderer Fächer, sind mir in der Erinnerung noch sehr gegenwärtig; sie haben meinen Horizont in viele Richtungen erweitert. Nicht zufällig ist mein erster Aufsatz im Deutschen Archiv dem Andenken des Politologen Arnold Bergstraesser gewidmet. Dennoch würde ich in keinem Fall von einem signifikanten Einfluß sprechen. Nachhaltig geprägt hat mich Karl Schmid, weniger im Hinblick auf die Thematik meiner Arbeiten als auf die methodologische Reflexion und auf die Bereitschaft zum Dialog, auch zu Debatten, in denen man sich selbst voll in Frage stellen lassen mußte. Tellenbach nahm in der Zeit, in der ich seinem Arbeitskreis angehörte, viele Funktionen wahr und kam nicht häufig ins Institut; außerdem war er im Gespräch sehr zurückhaltend – oft signalisierte ein fragendes «Meinen Sie?», daß er von dem, was man vorbrachte, nicht überzeugt war. Karl Schmid als sein Assistent war hingegen präsent und bestimmte mit entschiedenen Auffassungen die Forschungsrichtung und die fast täglichen, langen Fachdiskussionen. Dennoch sind die Themen meiner frühen Arbeiten, die Dissertation eingeschlossen, viel eher „Tellenbach-Themen“ als „Schmid-Themen“, und das kann man wohl auch hinsichtlich meiner späteren Aufsätze und Bücher sagen.

1.10. Welche Bedeutung hatte Ihre religiöse Überzeugung für Ihre Arbeit als Historiker?

Ich meine nicht, daß persönliche Religiosität meine Interessen bei der historischen Arbeit gelenkt hat. Dennoch gehören für mich, wo ich Menschen des Mittelalters, ihre Lebensgestaltung und ihr Tun, verstehen will, Religion und Frömmigkeit zum Kern menschlicher Existenz. Das Bemühen um dieses Verständnis dürften viele meiner Arbeiten zeigen, eine Darstellung wie mein Band in der Propyläen Geschichte Deutschlands ebenso wie zusammenfassende Überblicke etwa zum Investiturstreit, Aufsätze zu den Herrscherbildern und Siegeln oder über einzelne Heiligenviten und Heilige. Mein Bild der Ottonenzeit ist ganz wesentlich davon bestimmt, daß ich die religiöse Orientierung der gesamten gesellschaftlichen Ordnung und die Christus-Frömmigkeit jener Zeit als Kennzeichen der Epoche betrachte. Hier dürfte das Vorbild Tellenbachs und sein Einfluß auf meine Arbeit wohl besonders deutlich sein.

2. Der Aufenthalt in Rom

2.1. Erwachte Ihr wissenschaftliches Interesse an Italien während Ihres langen Aufenthalts am Deutschen Historischen Institut in Rom, oder beschlossen Sie, nach Italien zu kommen, um sich mit bereits vorher von Ihnen anvisierten Forschungsthemen beschäftigen zu können?

An der Universität Freiburg (im Breisgau) war ich seit 1962 Wissenschaftlicher Assistent bei Tellenbach, und ich hatte das Glück, daß er mir – wie auch Wilhelm Kurze – anbot, mit nach Rom zu kommen, als er 1963 die Leitung des Deutschen Historischen Instituts übernahm. Dort wollte Tellenbach dem alten Institutsthema „Reichsgeschichte in Italien“ (Fedor Schneider) mit den „Freiburger“ Methoden der landschaftsbezogenen Personenforschung neue Impulse geben. Über Italien hatte ich bis dahin nicht gearbeitet, doch ich war begeistert von der Aussicht, einige Jahre in Rom zu leben. Mein wissenschaftliches Interesse am italienischen Mittelalter war sofort da. Mit der „Reichsgeschichte in Italien“ war ein Rahmen vorgegeben, innerhalb dessen sich meine Arbeit im Institut hauptsächlich bewegen sollte. Ich wollte, um die Übergänge zu erfassen, eine detaillierte Geschichte des Regnum Italiae von ca. 925 bis ca. 975 erarbeiten (sie war, als ich Anfang 1969 nach Freiburg zurückkehrte, auf ca. 200 Seiten gediehen, doch habe ich sie nie abgeschlossen). Während dieser Arbeit habe ich das Thema entdeckt, das mich dann langfristig faszinieren sollte. Im Jahresbericht des Institutsdirektors über Tätigkeit der Mitarbeiter steht unter meinem Namen bereits 1964: «Weiter geplant sind Beiträge zur Sozialgeschichte der Lombardei».

2.2. Rührt die Liebe, die Sie – wie Sie mehrmals geäußert haben – bis heute für unser Land empfinden, aus der glücklichen Erfahrung in Rom her oder geht sie zeitlich weiter zurück?

Vielleicht war ich vom Keim einer typisch deutschen oder nordeuropäischen Italiensehnsucht schon infiziert, ehe mir das bewusst wurde. Jedenfalls waren meine Eltern es sofort, als man nach dem Kriege wieder reisen konnte, und sie haben uns 1952 zum ersten Mal nach Italien an den Lago Maggiore geführt – wir fünf Kinder wohnten in Zelten, die Eltern in einem Zimmer bei einer italienischen Familie. 1953 bin ich dann mit meinem Bruder Jörg und zwei Freunden zu einer großen Fahrradtour aufgebrochen, die mich gleich in die Gebiete führte, in die ich mich später als Historiker begeben habe: Über den St. Gotthard-Pass fuhren wir zum Lago Maggiore, von dort nach Varese, wo wir die Fahrräder über den Stationenweg des Sacro Monte nach S. Maria di Monte Velate hinaufschoben, einer Wallfahrtskirche, deren Urkunden später für meine Forschungen erhebliche Bedeutung erlangen sollten, dann nach Como und Bergamo, wo wir drei Tage lang von Schwestern in einem Internat, das Ferien hatte,

sehr freundlich aufgenommen und in der Krankenstube einlogiert wurden (sie kochten für uns auch große Spaghetti-Mahlzeiten und wir mussten nur die teure Butter bezahlen), weiter an den Lago d’Iseo, wo wir einsam im Zelt einen unvergesslichen Abend und Morgen erlebten, nach Brescia, an das Westufer des Gardasees und über Bozen zum Brenner, mit einem Abstecher nach Meran, wo wir uns einige Tage bei Verwandten von einem aus unserer Gruppe auf einem großen Bauernhof erholen konnten. Mit der ganzen Familie haben wir 1954 auf dem Weg an die dalmatinische Küste Verona – San Zeno ist mir eindrücklich in Erinnerung geblieben – und Venedig besucht; und schließlich bin ich 1959 zusammen mit meiner Mutter nach Florenz und Rom gereist. Von da an stand für mich fest, daß ich gern eine Zeit lang in Rom leben möchte. Es war nicht nur ein romantisches Gefühl, das mich nach Rom zog, sondern das Erlebnis der Stadt. Mich faszinierte die historische Vielschichtigkeit, der man dort überall begegnet, von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, im Kontrast zu Florenz, wo für den Besucher zunächst eine Epoche absolut dominiert. Da wir in einer Pension in der Via Rasella wohnten, wurde ich gleich auch mit der dunkelsten Zeit deutscher Präsenz in Italien konfrontiert. Die Möglichkeit, an das Deutsche Historische Institut in Rom zu gehen, bedeutete die Erfüllung eines Traumes. Fünfeinhalb Jahre bin ich dann dort geblieben, seit 1964 mit meiner Frau Hanni, so daß wir die ersten Jahre unserer Ehe dort erlebten – das war für uns beide immer wieder neu ein Geschenk und hat uns in unserem Denken und Fühlen geprägt. Eine Reise nach Italien bewegt mich jedes Mal ganz tief, und in Rom anzukommen oder aus Italien wieder abzureisen, bringt mich bis heute den Tränen nah – nicht aus Schmerz über die lange Trennung oder den Abschied, sondern weil ich in diesen Moment die emotionale Bindung an alles, was ich an Schönem mit Italien verbinde, besonders intensiv empfinde.

Die Anziehungskraft Italiens erfasste übrigens meine ganze Familie. Mein Bruder Jörg hatte schon vorher zeitweilig in Catania Vulkanologie studiert; als Dissertation erstellte er die geologische Karte von Salina und später im Auftrag des italienischen Staates die von Vulcano. Bis heute führt er fast jedes Jahr Studenten zu Exkursionen auf die Äolischen Inseln. Mein Vater knüpfte seit den 50er Jahren geschäftliche Verbindungen nach Italien. Zwar war der Versuch, deutsche Gärtnereien und Forstbetriebe von den Vorteilen der Ape [kleiner, dreirädriger Lastwagen mit Fahrerkabine und Ladefläche] zu überzeugen, nicht sehr erfolgreich; aber der Import italienischer Holzbearbeitungsmaschinen, deren technische Überlegenheit und deren hervorragendes Design ihn überzeugt hatten, war über viele Jahre eine wichtige Sparte in seinem Betrieb und brachte ihm menschliche Verbindungen, die er sehr schätzte. Meine beiden jüngeren Brüder haben das zunächst fortgesetzt. Meine Schwester gab als Au-Pair-Mädchen den Kindern einer italienischen Familie Deutschunterricht. Alle haben uns ebenso wie die Mutter und die Geschwister meiner Frau gern in Rom besucht.

2.3. Welche Erinnerungen haben Sie an das Rom jener Jahre, an die Wissenschaftler in den verschiedenen Kulturinstituten und an der Universität, an Ihre Beziehungen untereinander?

Das wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben in Rom war (und ist) von einer Vielfalt und Intensität, wie man sie nur an wenigen Orten finden kann. Es gab nicht nur die Vorträge (und manchmal Feste) in den Instituten der verschiedenen Nationen und Gesellschaften oder die Begegnungen mit vielen anderen Wissenschaftlern – Römer, Wahr Römer, Gäste aus vielen Ländern – in der Bibliotheca Vaticana und in anderen Bibliotheken oder in den Instituten. Meine Bewunderung für Ottorino Bertolini oder die Hochschätzung und Sympathie für Girolamo Arnaldi resultierten aus solchen Begegnungen. Es gab Ungewöhnliches wie die Vorträge zur Millenium-Feier des polnischen Staates in der polnischen Akademie, wo Gelehrte aus dem kommunistisch regierten Land und aus dem Exil zusammentrafen. Vor allem wenn Auswärtige zu Besuch im DHI waren, wurden die Gespräche bei Abendeinladungen in das eigene Haus oder in das anderer Institutsmitglieder in persönlicher Atmosphäre fortgesetzt. Im Hause des Neuhistorikers Rudolf Lill sind wir mehrfach mit Geistlichen und Journalisten zusammengetroffen, die in der Endphase des 2. Vatikanischen Konzils lebhaft über dessen Ergebnisse diskutierten. Die Nachricht von der Ermordung Kennedys platzte in eine Abendgesellschaft bei Liliana Piu, der italienischen Sekretärin Tellenbachs. Die Öffnung des PCI [Partito Comunista Italiano] in Richtung auf den Eurokommunismus, die großen Arbeiterdemonstrationen jener Jahre, der Prager Frühling und seine Niederschlagung – das alles waren Themen, die im internationalen römischen Milieu sofort Gespräche in Gang setzten, wo immer man sich begegnete. Nie habe ich so viel Zeitung gelesen wie in jenen Jahren. Das Erregende der Zeit und der Alltag gingen sozusagen nahtlos ineinander über. Um den Reichtum an zugänglicher Literatur auszuschöpfen, benutzte man ja die Bibliotheken verschiedener Institute, wo man – im Vorraum oder bei einer Kaffeepause – fast immer interessante Gesprächspartner traf, sei es für eine fachliche Unterredung, sei es für einen kurzen Meinungs austausch zu den Tagesaktualitäten. Während meiner Tätigkeit am DHI bin ich auch einem großen Teil der Mediävisten begegnet, die damals in Deutschland Ordinarien waren oder als junge Italien- oder Vatikanforscher hofften, es einmal zu werden. Wichtig war für mich, daß es neben dem Deutschen Historischen Institut (das eine musikhistorische Abteilung einrichtete) auch das Archäologische Institut, die Bibliotheca Hertziana, das Römische Institut der Görres-Gesellschaft gab, so daß man auch dem Gegenstand, der Arbeit, den Vertretern anderer Disziplinen begegnete, wie ich auch die Begegnung mit Archäologen der École Française als Bereicherung empfand.

Doch gab es für uns in Rom natürlich nicht nur den Ernst des Lebens. Mit meiner Frau, mit Kollegen und Freunden bin ich in den Abruzzen oder am Terminillo Ski gefahren, auf den Monte Velino oder den Gran Sasso d'Italia gestiegen, habe alte Städte und Kirchen oder Ruinenfelder und

Nekropolen besucht, habe schöne Stunden am Meer, an den Seen oder in der Landschaft Latiums verbracht. Wir nutzten das vielfältige kulturelle Angebot der Großstadt, erlebten legendäre Künstler wie Igor Strawinsky und Paul Hindemith als Dirigenten, Arthur Rubinstein als Pianisten, sahen Opern mit üppigen Bühnenbildern von bekannten Künstlern, Theaterinszenierungen von Giorgio Strehler, Kabarett mit Dario Fo – und das alles gab wieder Gesprächsstoff im Freundeskreis. Regelmäßig spielte ich Kammermusik in Ensembles, die aus Institutsmitgliedern und anderen Leuten bestanden. Und zu den abendlichen Einladungen oder zu gemeinsamen Ausflügen gehörte natürlich meist ein schönes Essen unter munteren Gesprächen. Daraus sind dauerhafte Freundschaften entstanden, nicht nur mit den Kollegen, sondern mit den Familien: mit Kurzes und Schwarzmaiers, die ich schon aus Freiburg kannte, mit Dieners, Schieders, Eschs, Goldbrunners, auch mit André Vauchez und seiner Frau standen wir noch einige Jahre in guter Verbindung. Öfters waren meine Frau und ich mit einer Gruppe italienischer Freunde zusammen, jungen Familien mit kleinen Kindern: wir sangen viel, erzählten, politisierten, kochten und speisten oder unternahmen Ausflüge in die Umgebung Roms. Mit zwei Paaren aus diesem Kreis sind wir bis heute in herzlicher Freundschaft verbunden. So haben wir unvergessliche Erinnerungen aus der römischen Zeit nach Deutschland mitgenommen; aber ich habe oft das Gefühl, ein Stück meiner Seele sei in Italien geblieben.

2.4. Kürzlich hat Michael Matheus daran erinnert, daß Gerd Tellenbach und Cinzio Violante in den 60er Jahren ein informelles Netz für den wissenschaftlichen Austausch zwischen den von ihnen in Italien koordinierten Forschungsgruppen anregten und Seminare organisierten, von denen jedoch allem Anschein nach keinerlei schriftliche Aufzeichnungen erhalten blieben. Erinnern Sie sich an diese Veranstaltungen, an das dort herrschende Klima, die diskutierten Themen, die eingeladenen Teilnehmer?

Das erste derartige Zusammentreffen fand im Dezember 1965 im DHI statt und galt Fragen der italienischen Sozial- und Landesgeschichte im 10. – 12. Jahrhundert. Von italienischer Seite waren die Professoren Bertolini, Violante und Fonseca beteiligt sowie jüngere Wissenschaftler, darunter Gabriella Rossetti. Im März 1968 wurde das Gespräch auf Einladung von Cinzio Violante in Pisa fortgesetzt, unter Teilnahme wiederum von Ottorino Bertolini sowie von Emilio Cristiani; dabei referierten Giorgio Picasso, Paolo Cammarosano, Livia Fasola, Vito Fumagalli, Hansmartin Schwarzmaier, Wilhelm Kurze und ich selbst. Nach meiner Erinnerung war das ein besonders ertragreiches Kolloquium. Jeder der Vortragenden berichtete über laufende eigene Forschungen; wenn ich es noch recht weiß, habe ich z. B. meine Untersuchung über den Gerichtsort in italienischen Städten vorgestellt. Das letzte derartige Treffen, an dem ich – schon von Freiburg aus – teilnahm, fand im Spätjahr 1970 wieder in Rom statt. Dort habe ich über die Vasallen der Bischöfe von Novara im 10. Jahrhundert

gesprachen, d.h. praktisch das vorgestellt, was sich im ersten Teil des 4. Kapitels meines Buches *Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft* findet. Für mich waren diese Begegnungen sehr wichtig; sie haben zum Teil langfristige Verbindungen und Freundschaften begründet. Außer den Genannten habe ich bei diesen Gelegenheiten wohl auch Giancarlo Andenna und Silio Scalfati kennengelernt. Das Gesprächsklima habe ich als sehr offen und freundlich in Erinnerung. Cinzio Violante sowie Cosimo Damiano Fonseca sind damals für mich so etwas wie Lotsen in die italienische Mittelalterforschung geworden.

2.5. Konnten Sie während Ihres Italiaufenthaltes auch wichtige wissenschaftliche Beziehungen außerhalb des römischen Ambiente knüpfen?

Meine Verbindungen zu italienischen Mittelalterhistorikern meiner Generation gehen zunächst auf die Begegnungen in jenen Jahren zurück, d.h. vor allem auf die Treffen mit der Pisaner Schule. Eine Erweiterung brachten die Congressi internazionali des CISAM [Centro italiano di studi sull'alto medioevo di Spoleto, Italienisches Studienzentrum zum Früh- und Hochmittelalter in Spoleto] in Pavia (1967) und Lucca (1971), auf denen ich wohl erstmals Kontakt zu Schülern von Giovanni Tabacco bekam. In vielen Fällen kann ich den Beginn einer Bekanntschaft nicht mehr datieren. Mein Weggang aus Rom unterbrach die persönlichen Begegnungen; lediglich mit den am Deutschen Historischen Institut Tätigen, Vito Fumagalli und Livia Fasola, mit denen ich bei Arbeitsaufenthalten in Rom zusammentraf, blieb ich in regelmäßigem Austausch. Das Erscheinen meines Buches *Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft in Oberitalien* wirkte dann als Kristallisationspunkt für einen fachlichen Austausch, durch den die früheren Kontakte wiederbelebt wurden.

Ein zweites Netz von Verbindungen und Freundschaften entwickelte sich seit der Mitte der 80er Jahre durch unsere Münsteraner Forschungen über das Schriftgut und den Schriftgebrauch in den italienischen Kommunen. Sie erforderten und förderten den Austausch und die Zusammenarbeit mit Gelehrten, mit deren Forschungen sich meine Studien bisher nicht berührt hatten. Sie führten auch meine Mitarbeiter nach Italien, denen dort sehr viel Hilfe und Freundlichkeit zuteil wurde – das bedeutete auch für mich neue Kontakte. Unseren Forschungen verdanke ich Einladungen zu Tagungen, Vorträgen und wissenschaftlichen Begegnungen. Umgekehrt erlaubten die Mittel meines Forschungsprojekts, auswärtige Kollegen nach Münster einzuladen. Es gelang, mit Paolo Cammarosano, François Menant, Antonio Padoa Schioppa und Pierre Racine in italienischer Sprache mehrtägige Seminare mit 20-25 Teilnehmern abzuhalten; andere italienische oder über Italien forschende Mediävisten – Enrico Artifoni, Manlio Bellomo, Robert Benson, Martin Bertram, Gerhard Dilcher, Mirella Ferrari, Jean-Claude Maire Vigueur, Andres Meyer, Claudia Storti Storchi, Thomas Szabò, Massimo Vallerani, Gian Maria Varanini und Chris Wickham – nahmen an

Tagungen in Münster teil oder hielten Vorträge; auch junge Wissenschaftler wie Stefania Bertini Guidetti, Ada Grossi, Giovanni Isabella, Giuliano Milani oder Marino Zabbia waren als Stipendiaten oder Vortragende bei uns. Ich glaube, ohne meine römischen Erfahrungen wäre das alles so nicht zustande gekommen; aber meine Verbindung zur italienische Mediävistik geht seither doch nur zum Teil unmittelbar auf die Begegnungen in den 60er Jahren zurück. Natürlich blieb ich dem DHI in Rom immer verbunden, und etliche meiner Schüler konnten dort als Stipendiaten ihre Arbeiten vorantreiben und haben selbst italienische Kollegen kennen gelernt und Freunde gewonnen. Von 1988 bis 2002 gehörte ich dem Wissenschaftlichen Beirat des DHI und von 1998 bis 2006 dem Direktoriumsbeirat des Istituto storico italo-germanico in Trient an; das hat mir Kontakte und Freundschaften gebracht, die mir viel bedeuten.

2.6. Sie verbrachten ja das ganze Jahr 1968 noch in Italien. Erinnern Sie sich noch, wie Sie damals die Studentenproteste in Italien (und in Deutschland) sahen? Erinnern Sie sich an Eindrücke Ihrer italienischen und deutschen Kollegen sowie an mögliche Unterschiede in der Bewertung der Bewegung in den beiden Ländern?

Die Nachrichten über die Vorgänge an den Universitäten riefen auch am römischen Institut eine erregte Atmosphäre hervor. Denn die Meinungen dazu gingen weit auseinander. Vor allem verfolgten wir, was in Deutschland geschah. Zunächst waren wir natürlich auf Informationen aus den Zeitungen angewiesen; mit einigen Freunden habe ich intensiv korrespondiert. Die Berichte von Gästen des Instituts waren, wenn ich mich recht erinnere, fast durchweg sehr negativ, und sie reagierten auf Versuche, die Vorgänge – „aus der Ferne“, wie sie fast anklagend sagten – differenziert zu beurteilen und manche der Forderungen zu rechtfertigen, oft sehr gereizt. Tellenbach, der das Gespräch mit uns darüber suchte, war entsetzt und empört über die Formen des Protests, in denen er sich wiederholen sah, was er 1933 an den deutschen Universitäten erlebt hatte. (Gegenwärtig wird eine solche Einschätzung in Deutschland als wissenschaftliche Meinung gerade wieder diskutiert.) Warnend und verurteilend gab er dem in mehrfach Leserbriefen an die Frankfurter Allgemeine Ausdruck. Auch sie waren im Institut Gegenstand der Diskussion, auch mit Tellenbach selbst. Doch mehr als mancher Ordinarius, der damals nach Rom kam, war er bereit, auf Kritik an Defiziten in den deutschen Universitäten einzugehen, selbst wenn er sie nicht akzeptierte, obwohl er doch – oder vielleicht gerade weil er – vom Kriegsende bis zu seinem Weggang nach Rom mit großem persönlichen Einsatz für die Erneuerung der Universitäten und für Verbesserungen der Studienbedingungen gekämpft hatte.

Ich fühlte damals, daß ich rasch nach Deutschland zurückkehren und die Vorgänge miterleben müsse, wenn ich mich künftig im veränderten akademischen Leben zurechtfinden und die neue Studentengeneration

verstehen wollte. Da traf es sich glücklich, daß mir Josef Fleckenstein eine Assistentenstelle in Freiburg anbot. Dort habe ich dann seit April 1969 die Kämpfe um die Gruppenuniversität, um die Neugestaltung der Curricula, gegen die Politisierung der Lehrveranstaltungen und gegen inakzeptable Provokationen gegen Kollegen mitbestritten. Versuchen, meine Lehrveranstaltungen durch Go-ins in politische Diskussionsforen umzufunktionieren, bin ich argumentativ entgegengetreten und habe mich dabei immer durchgesetzt. Doch fand ich, daß wir Lehrenden das Gespräch mit den Studierenden, auch den radikalen linken Gruppen, suchen mußten, und habe mich darum bemüht. Ich fühlte mich insofern darauf vorbereitet, weil ich mich schon während des Studiums intensiv mit Marx beschäftigt hatte und über die innerkommunistischen Auseinandersetzungen seit Lenin einigermaßen informiert war und außerdem das politische Geschehen sowie die ideologischen Debatten seit den 1950er Jahren wach verfolgt hatte – das gab mir Sicherheit in Streitgesprächen. Die Einzelheiten interessieren heute wohl nicht mehr. Für meinen Umgang mit Geschichte ist vielleicht kennzeichnend, daß ich mich zusammen mit einem Mittelbau-Vertreter aus der Alten Geschichte in einer zentralen Kommission zur Neugestaltung der Curricula an den Universitäten Baden-Württembergs sehr dafür eingesetzt habe, daß von den drei Bereichen Altertum, Mittelalter und Neuzeit nur für zwei eine Vertiefung durch Hauptseminare obligatorisch sein sollte und Studierende als dritten Schwerpunkt eine dem Umfang entsprechende Beschäftigung mit einem Gebiet außerhalb der abendländischen Kultur einbringen konnten. Das hat damals bei manchen Ordinarien heftige Reaktionen ausgelöst. In Josef Fleckenstein hatte ich einen zwar konservativen, aber verhältnismäßig toleranten Chef, so dass ich eigene Positionen vertreten und mit ihm diskutieren konnte. Was in dieser Zeit an den italienischen Universitäten vorging, habe ich nur über Zeitungsberichte wahrgenommen. Schon während der Zeit am Deutschen Historischen Institut war ich im Grunde zu weit vom italienischen Universitätsbetrieb entfernt. Insofern kann ich die Situation in beiden Ländern nicht vergleichen. Die Vorgänge nahmen ja auch in Deutschland je nach Universität einen unterschiedlichen Verlauf.

2.7. 1969 haben Sie Italien verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren: Wie verlief Ihre weitere akademische Laufbahn? Übernahmen Sie noch an anderen Universitäten oder Forschungseinrichtungen Lehraufträge für einen längeren Zeitraum - neben den bereits erwähnten am Deutschen Historischen Institut in Rom sowie an den Universitäten in Freiburg und Münster?

Wie gesagt, bin ich von Rom auf die Stelle eines Wissenschaftlichen Assistenten nach Freiburg gegangen und habe mich dort im Januar 1972 habilitiert. Im Winter 1972/73 war ich noch einmal am Deutschen Historischen Institut und erhielt dann in Freiburg eine Diätendozentur. Das bedeutete: eine dauerhafte Stelle an der Universität. Nachdem mich eine

Berufungskommission für einen Mittelalterlehrstuhl im deutschsprachigen Ausland auf den ersten Listenplatz gesetzt hatte (der Ruf erging nie), wurde die Dozentenstelle in eine Professur *ad personam* umgewandelt. Das waren alles ganz normale Prozeduren. Später habe ich die Leitung der Abteilung für Landesgeschichte im Historischen Seminar der Freiburger Universität übernommen. Der Ruf auf einen Mittelalter-Lehrstuhl in Münster wurde für mich lebensbestimmend. Ich ging an ein Zentrum der Mediävistik, daß Möglichkeiten bot, die es anderswo so nicht gab, die aber zugleich eine große Verpflichtung bedeuteten und deren Realisierung viel persönlichen Einsatz verlangte. Wenn man sich in den dortigen Projekten engagiert hatte, konnte man sich kaum noch woanders hin bewerben und auch nicht die Möglichkeit ins Auge fassen, für mehrere Monate oder gar ein Jahr an eine auswärtige Forschungsstätte zu gehen, obwohl sich Optionen boten. 1996 habe ich 14 Tage lang Gastvorlesungen an der Universität Florenz gehalten, auf Einladung von Jean-Claude Maire Vigueur, 2001 war ich auf Einladung von Jean-Claude Schmitt für vier Wochen Gastprofessor im Centre de Recherches Historiques (GAHOM, Groupe d'Anthropologie historique de l'Occident médiéval) der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris.

3. Die Adels herrschaft

3.1. *Hat Ihrer Meinung nach die von Ihrem 1979 veröffentlichten Buch Adels herrschaft und städtische Gesellschaft in Oberitalien. 9. bis 12. Jahrhundert ausgelöste Debatte eine echte Möglichkeit zum Austausch von Kenntnissen und Interpretationsweisen zwischen der italienischen und der deutschen Geschichtsschreibung geboten?*

Davon bin ich überzeugt. Schon 1979 lud mich Ernesto Sestan ein, im Rahmen des Studienprogramms des Istituto per gli studi storici di Napoli in Gastvorlesungen über meine Untersuchungen zu berichten (ich war sehr stolz, meinen Namen zwischen von mir bewunderten Meistern unseres Fachs aus verschiedenen Nationen zu finden). Auf einer Studienwoche in Trient zur Geschichte der italienischen Städte im 11. Jahrhundert spielte 1986 [*L'evoluzione delle città italiane nell'XI secolo*, hrsg. von R. Bordone und J. Jarnut, Bologna 1988] mein Buch – auch als Gegenstand von Kontroversen – eine wichtige Rolle; die Diskussion wurde 1989 in Paderborn [*Die Frühgeschichte der europäischen Stadt im 11. Jahrhundert*, hrsg. von J. Jarnut und P. Johaneck, Köln 1998] auf einer internationalen Tagung über die europäische Stadt im 11. Jahrhundert fortgesetzt. Dabei sind meine Ergebnisse stets auch mit abweichenden Perspektiven konfrontiert worden, haben aber zugleich die Diskussion um diese abweichenden Positionen befruchtet. Etwa zur gleichen Zeit wurden die Forschungen italienischer Kollegen über Adelsfamilien und Adels herrschaften in Tagungen über die „ceti dominanti“ vom 10. bis zum 12. Jahrhundert zusammengeführt. Auch hier gab es breite Berührungsflächen,

die der Rezeption meiner Ergebnisse förderlich waren. Und ich denke, dass mein Buch einen Anteil daran hat, wenn 1999 die „vassallità maggiore“ und die „capitanei“ im Regnum Italicum zum Gegenstand einer großen Tagung erhoben wurden.

Natürlich gab es bei der Rezeption des Buches auch Mißverständnisse. Aber gerade sie haben mir bewußt gemacht, woher die Unterschiede in den Interpretationen und Wertungen rühren. Ich hatte die Geschichte des Regnum Italicum in der Zeit der werdenden Kommunen stärker in die Entwicklung der europäischen Feudalgesellschaft einbezogen, als es bis dahin üblich war. Dadurch wurde ein oft betonter Kontrast zwischen dem mediterranen und dem abendländisch-nordwestlichen Europa relativiert. Wie ich meine, habe ich die Besonderheiten der Geschichte Italiens und das Einmalige an der Ausbildung der Kommunen nicht übersehen. Ich glaubte sogar, dieses Besondere und Einmalige in meinen Analysen noch schärfer zu erfassen; aber ich wollte mit dem Buch zugleich eine verengte Sicht auf die „société féodale“ erweitern. Im Hinterkopf hatte ich dabei die „Klassiker“ von Marc Bloch und Georges Duby, aber auch die von Max Weber und Otto Hintze aufgeworfenen Fragen der Typologie; und zweifellos war ich von der heftigen Feudalismus-Debatte, die damals mit dem Blick auf die marxistischen Deutungsschemata an den deutschen Universitäten geführt wurde, ebenso beeinflusst wie von den Forschungen zur Entstehung des Rittertums von Josef Fleckenstein. Die Sozialgeschichte und die Stadtentwicklung in Norditalien in diesem Horizont gestellt zu sehen, hat manche italienischen Historiker irritiert, obwohl ich nicht von Theorien und vorformulierten Deutungen, sondern durchgängig von Befunden in den Quellen ausgegangen bin. Aber nachträglich meine ich zu sehen, daß die Auseinandersetzung mit meinem Buch – leider weniger mit den parallel dazu entstandenen Aufsätzen – auch die italienische Forschung befruchtet und ihr weiterführende Anregungen gebracht hat. In Deutschland hat das Buch, sieht man von der Rezeption durch die wenigen deutschen Italienspezialisten ab, zwar Anerkennung gefunden, aber insgesamt wohl keine größere Wirkung entfaltet. Ich habe dort selbst auf hochkarätigen Tagungen immer wieder daß Vorurteil gehört, dass in Italien ohnehin alles ganz anders sei – damit fühlten sich viele Historiker dann zugleich davon dispensiert, sich näher mit den dortigen Verhältnissen zu befassen.

3.2. *Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft wurde mit Sicherheit erst spät ins Italienische übersetzt [1995], und ihr Buch wurde – wie Sie selbst in der Einleitung zur italienischen Übersetzung anmerken – häufig angefochten, ohne bis ins Letzte verstanden worden zu sein. Konnten Sie eine bessere Aufnahme und Rezension ihres Textes nach der Veröffentlichung der italienischen Übersetzung beobachten?*

Auch diese Frage kann ich uneingeschränkt mit Ja beantworten; und ich bin Grado Giovanni Merlo sehr dankbar dafür, daß er die Rezeption meines Buches durch die Betreuung einer Übersetzung so sehr gefördert

hat. Aber vielleicht liegt die intensivere Auseinandersetzung mit meinen Ergebnissen nicht nur daran, daß die Übersetzung die Lektüre des ganzen Buches erleichtert und daß die Einzelanalysen sich dadurch besser mit dem gesamten Argumentationsgang verbinden lassen. Auch in der italienischen Forschung haben sich Fragestellungen und Sichtweisen in eine Richtung weiterentwickelt, in der sich meine „deutsche“ Perspektive besser integrieren läßt. Umgekehrt habe auch ich viel gelernt aus italienischen Arbeiten, die von mir Behandeltes weitergeführt oder sich kritisch damit auseinander gesetzt haben. Der Dialog ist heute gewiß fruchtbarer, als ich ihn in den ersten Jahren nach dem Erscheinen von *Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft* empfand.

3.3. Auch wenn ein einzelnes, durchaus wichtiges Buch wie das Ihre in Übersetzung vorliegt, bleiben unserem Eindruck nach trotzdem für viele die historiographische Genese dieses Werkes, der Großteil der begleitenden Arbeiten, die angrenzenden, sich aber nicht völlig mit dem dort behandelten Argument deckenden Forschungsthemen, mit denen sich derselbe Historiker beschäftigt, im Dunklen. Zunächst einmal, wie schätzen Sie auch dank Ihrer Erfahrung mit zwei unterschiedlichen historiographischen Kulturen die Auswirkungen der sprachlichen Probleme auf die wissenschaftliche Kommunikation ein? Aber vor allem, welches Gewicht würden Sie der Kenntnis der jeweiligen nationalen historiographischen Traditionen zuweisen? Und wie könnte man Ihrer Meinung nach die Erkenntnisse zwischen deutscher und italienischer Historiographie besser integrieren?

Bei der Übersetzung meines Buches ist mir sehr deutlich geworden, daß das Hauptproblem nicht die Übertragung von einer Sprache in die andere darstellt. Die größere Schwierigkeit liegt darin, das aus einer Wissenschaftstradition heraus Formulierte in die Leitideen und die Sprache einer anderen umzusetzen. Denn mit einer solchen Tradition sind Fragestellungen, Konzepte, Erklärungsschemata vorgegeben, die auch das Bedeutungsspektrum der verwendeten Begriffe mitbestimmen. Sehr oft sind sie nur schwer ganz zur Deckung zu bringen mit den Deutungsmustern und der Terminologie des anderssprachigen Wissenschaftsdiskurses. Im Nachdenken darüber ist mir aber immer mehr bewußt geworden, daß die Differenzen nicht erst in der Wissenschaft beginnen. Vielmehr kann schon der Wortschatz einer Sprache, der ja gerade in der Historie gleitend in die wissenschaftliche Terminologie übergeht, Perspektiven öffnen oder verschließen. Wie Andrea Piazza und ich bei der Übersetzung meines Buches schmerzlich erfahren haben, ist das deutsche Wort Herrschaft nicht nur ein Begriff, sondern es enthält auch ein Deutungskonzept, das je nach Kontext im Italienischen auf unterschiedliche Weise wiedergegeben werden muß. Oder: In der deutschen Rechts- und Geschichtswissenschaft spielt auf Grund historischer Erfahrungen und Entwicklungen der Begriff „Staatlichkeit“ seit dem 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle, während „statualità“ im Italienischen erst seit einigen Jahren gebraucht

zu werden scheint – in beiden Fällen öffnen Probleme des Staates in der jeweiligen Gegenwart eine Sicht auf die Besonderheiten politischer Organisation auch in der Vergangenheit oder in fremden Kulturen, und das hat erhebliche Rückwirkungen auf die Deutung vergangener Lebenswirklichkeiten. Oder: Die fast unübersetzbaren Leitbegriffe meines früheren Forschungsprojekts, „Schriftlichkeit“ und „Verschriftlichung“, zielen auf Phänomene, die auch der italienischen Forschung geläufig sind; aber sie fokussieren Aspekte, die in der Begrifflichkeit der italienischen Sprache so nicht ohne weiteres in das Blickfeld geraten – das verschiebt die Fragestellungen und modifiziert die Zugangswege. Auch wenn es sich dabei vielleicht nur um Nuancen handelt, wirkt sich die jeweilige Perspektive auf die Beschreibung, auf die formulierten Ergebnisse aus. Dieses weite und komplexe Thema kann ich hier nicht erörtern. Ich habe darüber 2003 in Trient [*Europa in costruzione: la forza delle identità, la ricerca di unità (secoli IX-XIII)*], hrsg. von G. Cracco, J. Le Goff, H. Keller, G. Ortalli, Bologna 2007] und 2007 in Wien [*Staat und Staatlichkeit im europäischen Frühmittelalter (500-1050. Grundlagen, Grenzen, Entwicklungen*, Wien 18-21 September 2007)] auf Tagungen gesprochen. Vielleicht darf ich die Frage, mit der ich in Trient geschlossen habe, hier zitieren: «Non potremmo forse comprendere e rappresentare l'unità della cultura europea, nel suo presente e nella sua storia, altrimenti che nella pluralità delle prospettive degli europei? Abbiamo bisogno di prospettive divergenti per riconoscere ciò che fonda l'unità dell'Europa sotto una varietà di realizzazioni e tradizioni?» Daß war mit Blick auf Unterschiede, meist nur Nuancen, der Begrifflichkeit in den europäischen Sprachen gesagt. Girolamo Arnaldi erkannte sofort, dass darin auch eine Absage an die Vorstellung lag, man würde am besten alles auf Englisch formulieren, auch in unseren Lehrveranstaltungen. Wir müssen uns in der wissenschaftlichen Kommunikation mehr darum bemühen, als wir es bisher normalerweise tun, das in einer Sprache Vorgebrachte aus den Voraussetzungen sprachgebundener Wissenschaftsdiskurse zu verstehen. Das setzt auch die Bereitschaft voraus, gewohnte Denkschienen der eigenen akademischen Sozialisation einmal zu verlassen, um das besser zu verstehen, was ein von außen Kommender zu erkennen meint.

4. Die Beziehungen zwischen Lokal-, Landes- und allgemeiner Geschichte

4.1. *In Italien wird gerade ein neues Bewertungssystem für die wissenschaftliche Forschung erarbeitet. Dabei wird Beiträgen, die in lokalgeschichtlichen Zeitschriften erscheinen (wie z. B. in den oft traditionsreichen Blättern der regionalen Historikervereine), eine sehr niedrige, schon fast gegen Null gehende Wertschätzung zuteil, im Gegensatz zu Artikeln, die in nationalen Zeitschriften publiziert werden und sich normalerweise mit allgemeineren Themen, mit größeren Zusammenhängen beschäftigen. Welche Bedeutung und welche Funktion hatten für Ihre wissenschaftliche Arbeit die in Publikationen wie der «Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins» veröffentlichten Beiträge?*

Eine solche Gegenüberstellung kann auf die deutschen Verhältnisse kaum übertragen werden. Die landesgeschichtlichen Zeitschriften genossen hier stets großes Ansehen und sind durchweg von hoher wissenschaftlicher Qualität. Das hängt mit der föderalen Struktur des deutschen Staates zusammen. Bis 1918 waren sie vielfach „die“ historische Zeitschrift für das Königreich Württemberg, das Königreich Bayern, das Großherzogtum Baden usf., danach für die Länder in ihrer Nachfolge. Sie werden bis heute getragen von „Historischen Kommissionen“, die meist schon im 19. Jahrhundert unter Beteiligung der Fürstenstaaten gegründet worden sind und die trotz staatlicher Unterstützung und der auf die jeweiligen Länder bezogenen Rekrutierung der Mitglieder wissenschaftlich selbständig und selbstverantwortlich agieren. Doch hätten sie ihren wissenschaftlichen Rang vielleicht auch in Deutschland nicht behauptet ohne den Aufstieg der Landesgeschichte in Deutschland zu einer Art methodologischer Leitdisziplin der Mediävistik seit den 1920er Jahren. Insofern war es für mich nie eine Frage des Prestiges, ob ich einen Beitrag in die «Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins» geben will, sondern eine Frage des Inhalts bzw. der angesprochenen Problematik. Die Aufsätze, die dort erschienen sind, gehörten eben dorthin. Natürlich war ich stolz, daß der erste Aufsatz, den ich nach der Promotion geschrieben hatte (*Das Kaisertum Ottos d. Gr. im Verständnis seiner Zeit*) von Herbert Grundmann für das «Deutsche Archiv» angenommen wurde oder daß Karl Hauck daran interessiert war, meine Freiburger Antrittsvorlesung von 1972 (*Spätantike und Frühmittelalter im Gebiet zwischen Genfer See und Hochrhein*) in den «Frühmittelalterlichen Studien» zu publizieren. Allerdings muß ich für italienische Gesprächspartner hinzufügen: Die landesgeschichtlichen Zeitschriften sind auf einer Ebene angesiedelt, die etwa der des «Bollettino storico-bibliografico subalpino» entspricht. Es gibt auch in Deutschland lokalgeschichtlichen Zeitschriften, getragen von den bürgerlichen „Historischen Vereinen“ der Städte aus dem 19. Jahrhundert, wie z. B. die Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins «Schau-ins-Land» oder die «Osnabrücker Mitteilungen» und viele, viele andere, die in der wissenschaftlichen Wahrnehmung ein geringeres Gewicht besitzen.

4.2. *Sie haben sich ja auch mit Regionalgeschichte beschäftigt. Wie würden Sie daher das Verhältnis von Lokal-, Regional- und allgemeiner Geschichte beurteilen?*

Landesgeschichte ist in Deutschland seit den 1920er Jahren nicht einfach Geschichte im regionalen Maßstab, bei deren Darstellung das allgemeine Geschehen zwar einen notwendigen Rahmen und unverzichtbaren Hintergrund bildet, aber die Ereignisse oder Lebensverhältnisse detailreicher und im konkreten geographischen Bezug dargestellt werden. Vielmehr definierte sich die „Landesgeschichte“ von einem neuartigen methodologischen Zugang her. Ihre Fragestellungen richten sich nicht auf die chronologische Abfolge von Vorgängen, sondern sie nehmen Strukturen in den Blick, auf möglichst

vielen, tendenziell allen Lebensbereichen, und versuchen sie synchron in ihrer Verknüpfung und diachron in ihrem Wandel zu erfassen. Um das leisten zu können, musste sich die Geschichtswissenschaft öffnen und andere Disziplinen in die Untersuchungen einbeziehen: Archäologie, Namenkunde, germanistische Rechtsgeschichte, diese sehr „deutsche“ Volkskunde einschließlich der historischen Sach-, Bezeichnungs- und Brauchtumsforschung (bis hin zur „Rassenkunde“) sowie der Dialektologie, auch Kunstgeschichte und eben alles, was sich mit der materiellen und kulturellen Hinterlassenschaft der Vergangenheit befasste. Auf die ideologischen Implikationen, die dieser Form der Landesgeschichte in den 30er Jahren zur allgemeinen Anerkennung als innovativem methodologischen Prinzip verhelfen, kann ich hier nicht eingehen; die Wirkungen auf die deutsche Geschichtswissenschaft insgesamt – besonders auf dem Gebiet der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte (Theodor Mayer, Otto Brunner) – griff jedenfalls tief. Der Wille, sich von der ideologisch vorbelasteten „Landesgeschichte“ zu distanzieren und zugleich der neuen Identität der nach 1945 geschaffenen Bundesländer Rechnung zu tragen, führte in den 70er Jahren dazu, daß manche Vertreter unseres Fachs an ihre Stelle betont „Regionalgeschichte“ setzen wollten. Nachdem heute strukturgeschichtliche Fragestellungen in der Geschichtswissenschaft dominieren und nachdem eine Öffnung zu anderen Disziplinen durch kulturgeschichtlich-anthropologischen Interessen sowie durch die Erweiterung des Quellenbegriffs fast unerlässlich geworden ist, verwischen sich die Unterschiede im methodologischen Zugriff und in der Darstellungsweise, zumal wir Historiker selbst und unser Publikum auf Anschaulichkeit und Konkretisierung am Beispiel aus sind. Meiner Annäherung an historische Phänomene kommt das ohnehin entgegen; ich wüsste nicht, wo ich – trotz der einschlägigen Titel – methodologisch eine Grenze zwischen meinen allgemeingeschichtlichen und landesgeschichtlichen Arbeiten ziehen könnte.

Zu Recht hat man übrigens die deutsche Wendung zur Landesgeschichte in Parallele gesetzt zur Propagierung einer „histoire totale“ in der französischsprachigen Forschung und der Formierung der Gruppe um die «Annales ESC». Wenn man beides als zeitspezifische Entwicklungen innerhalb der Geschichtswissenschaft einstuft, müsste man auch fragen, wie und warum sich die Forderungen während der letzten Jahrzehnte verändert haben und was an ihre Stelle getreten ist. Eine stark faktenorientierte Lokalgeschichte, die – ebenfalls aus der Tradition des 19. Jahrhunderts – auch kulturelle Zustände und die Lebensverhältnisse des Alltags einbezieht, erfreut sich daneben bis heute einer ungebrochenen Beliebtheit beim Publikum. Das hat unmittelbar mit der menschlichen Suche nach der eigenen Identität zu tun. Dagegen hängt es sehr von heutigen Verhältnissen und Bewußtseinslagen ab, wo Regionalgeschichten oder gar Nationalgeschichten noch eine ähnliche Bedeutung besitzen (oder auch wiedergewinnen).

4.3. Wenn man Ihre Bibliographie durchblättert, bemerkt man einige Artikel, die sich um die Geschichte des mittelalterlichen Freiburg drehen und wohl

auf Ihr Interesse für die Entstehung und Entwicklung Ihrer Geburtsstadt zurückgeführt werden können. Rührte die weitaus größere Aufmerksamkeit, die Sie den Ursprüngen der Alemannen und ihrer Ansiedlung in Schwaben während des Frühmittelalters widmeten und die sich in zahlreichen, ab 1973 erschienen Beiträgen entfaltete, aus einem ähnlich gelagerten Interesse für Ihr Geburtsland Baden-Württemberg her oder geht sie auf einen Dialog mit der Wiener Schule und auf die damit zusammenhängenden Forschungen zur Ethnogenese der frühmittelalterlichen Völker zurück, wie der Einsatz einer ähnlichen Methodologie suggerieren könnte, die neben erzählenden auch archäologische und linguistische Quellen in die Untersuchung miteinbezieht?

Unbestreitbar interessiert mich die Geschichte meiner Herkunftslandschaft – das Land am Hochrhein, Basel und das Elsaß eingeschlossen; der Südschwarzwald; das westliche Bodenseegebiet – in einer unmittelbaren Weise als die anderer Regionen. In dieses Interesse spielen emotionale Bindungen an die schöne Landschaft hinein, in der verschiedene Orte mit der Geschichte meiner Familie und mit persönlichen Erlebnissen verbunden sind. Aber einen vertieften Zugang habe ich aus einer wissenschaftlichen Arbeit gewonnen, die ich mir nicht selbst ausgesucht hatte. Für ein Werk über den Jura in der Merowingerzeit sollte Tellenbach einen Beitrag über das damals und bis heute kontroverse Thema „Adel im Merowingerreich“ schreiben. Im Herbst 1968, als ich mich schon darauf vorbereitete, zum 1. April 1969 an die Universität Freiburg zurückzugehen, übertrug Tellenbach mir die Aufgabe. Es war das einzige Mal, daß mir so konkret eine größere Arbeit quasi als Dienstauftrag zugewiesen wurde – ich war nicht glücklich darüber, das letzte halbe Jahr meiner römischen Zeit vor allem auf dieses Thema zu verwenden. Tellenbach meinte, es sei gut für meine Zukunft, mich mit einem ganz anderen Thema zu beschäftigen, was ich im Nachhinein selbst so empfinde. Den Aufsatz (ca. 150 S.) habe ich später noch mehrfach überarbeitet, doch ist der Band nie erschienen. Vielleicht war es die jahrelange Begegnung mit archäologischen Denkmälern in Rom, die mich nach der Rückkehr nach Freiburg auch dort die archäologischen Ausgrabungen zur Römer- und Alemannenzeit intensiv verfolgen ließ. Für das Thema „Adel“ im Frühmittelalter war ja die Interpretation archäologischer Befunde unmittelbar einschlägig. Das Faszinierende war für mich, gewissermaßen mit Kollegen aus einem Nachbarfach aus einem anderen Fenster als dem des Historikers auf vergangenes Leben zu blicken, denn von ihm erschließen uns die schriftlichen Quellen und die Bodenfunde ganz verschiedene Aspekte. Auch meine Beiträge zur Geschichte Freiburgs bewegen sich ja ein Stück weit in diesem Zwischenfeld. Die Lehre an der Universität Freiburg bestärkte die Beschäftigung mit diesen Themen; sie interessierten ja auch die Studenten. Das reiche Freiburger Stadtarchiv bot illustratives Material für Seminare; für Exkursionen bot die Umgebung Denkmäler von der Kelten- und Römerzeit bis ins Spätmittelalter oder auch zur Illustration von Veränderungen der Mentalität und der Lebensstile im 19. und 20. Jahrhundert. Ich habe nie

einfach wissen wollen, was hier durch die Zeiten hindurch passiert ist; meine Neugier ist durchaus selektiv. Bis heute gilt mein spezifisches Interesse an der Geschichte meiner Heimat der Römerzeit und dem Mittelalter und dann wieder dem selbst erlebten Geschehen. Es ist primär ein wissenschaftliches Interesse, das sich am Beispiel einer mir vertrauten Landschaft konkretisiert und mit emotionalen Momenten verbindet. Aber sobald ich auf ein besonderes Zeugnis aus einer anderen Epoche aufmerksam werde, möchte ich auch über diese mehr wissen, jedenfalls so viel, daß ich das Zeugnis richtig verstehe. Mit den Problemstellungen der „Wiener Schule“ haben sich meine Fragen berührt, und natürlich habe ich die Publikationen von Herwig Wolfram und seinen Schülern über die frühmittelalterlichen Ethnogenesen aufmerksam verfolgt. Aber ich meine, daß trotz aller sachlichen Nähe sowohl die Ausgangspunkte wie die Erkenntnisziele meiner Forschungen in etwas andere Bereiche führen.

5. Die Ottonen, die pragmatische Schriftlichkeit und die symbolische Kommunikation

5.1. Wie schon aus dem Titel Ihres ersten, den Ottonen gewidmeten Buches Heinrich I. und Otto der Große. Neubeginn auf karolingischem Erbe klar hervorgeht, bekommt einer der grundlegenden Aspekte Ihrer ganzen nachfolgenden Untersuchungen zur ottonischen Welt seinen Anstoß vom stringenten Vergleich mit den letzten Jahren der Karolingerzeit. Entstammen die so fruchtbaren, von ihnen im Zusammenhang mit diesem Forschungsthema erzielten Ergebnisse nicht genau dieser Betrachtungsweise, die den Fortbestand bzw. Bruch seitens der Ottonen mit den Macht- und Gesellschaftsstrukturen der Karolinger fokussiert, während hingegen ein Großteil der deutschen Mediävistik doch die Ottonen überwiegend in Beziehung zu den salischen Herrschern sieht und sie damit als Urheber des deutschen Kaiserreiches betrachtet?

Es ist vollkommen richtig, dass mein Verständnis der „ottonischen Neuanfänge“ stark bestimmt ist vom Blick auf die strukturellen Probleme der ausgehenden Karolingerzeit und auf die Versuche, sie durch neue Verhaltensweisen zu überwinden. Das war schon eine Sichtweise Tellenbachs, von der ich hier ohne Zweifel beeinflusst bin; das war auch die Sichtweise von Karl Schmid, in gewisser Weise meines Mentors, sowie seines Schülers und meines Freundes Gerd Althoff, den ich nicht zuletzt deshalb in das Buchprojekt *Heinrich I. und Otto der Große* als Mitautor einbezogen habe. Gerade erscheint der von mir und Althoff verfasste 3. Band der völlig neu bearbeiteten Auflage des *Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte* [2005], in dem wir die Zeit von 888-1024 behandeln. Wir wollen zeigen, wie aus der Krise der spätkarolingischen Zeit heraus neue Organisationsformen und veränderte Verhaltensweisen entstehen, die – immer wieder durch Phasen der Krise erschüttert – stufenweise zu inneren und äußeren Konsolidierungen

führen. In dieser Entwicklung wurden Strukturen von sehr langer Dauer begründet: nicht nur Königreiche und Fürstentümer, von denen viele das Mittelalter überlebten, und nicht nur das „römische Imperium“ der „deutschen“ Kaiser, sondern auch Formen des Zusammenwirkens zwischen den politisch relevanten Gruppen, in den Grundherrschaften, zwischen ortsgebundenen und überörtlichen Organisationen usw. In der alten Diskussion um die „Entstehung des deutschen Reiches“ ging fast unter, dass das für die deutsche Geschichte bestimmende Faktum die Begründung des mittelalterlichen „römischen Imperiums“ war, und erst in letzter Zeit wird ernsthaft thematisiert, dass sich gerade in der „Aufbruchsepoche der Europäischen Gesellschaft“, im „Essor de l'Europe“, Differenzierungen zwischen den Königreichen und Regionen herausgebildet haben, die für die Begründung neuer Identitäten und ihrer Unterscheidung als *nationes* wesentlich wurden. Unter diesem Gesichtspunkt besitzt natürlich auch die Konzeption einer ottonisch-salischen Epoche nach wie vor ihre Berechtigung.

5.2. Wie Gerd Althoff in der Einleitung seiner kürzlich erschienen Aufsatzsammlung zu diesem Thema festhält, geht Ihre Neuinterpretation der Machtausübung seitens der Ottonen eher vom Personenverband aus als von einer Institutionengeschichte juristischer Prägung, sieht sie nur einen begrenzten Nutzen in den Fiskalgütern und allgemein im Besitz. Wie wurde Ihrer Meinung nach sowohl in Deutschland als auch in Italien ihre Interpretation der ottonischen Machtausübung rezipiert?

Ich weiß nicht genau, bis zu welchem Punkt unsere Interpretation der Grundlagen ottonischer Königsherrschaft und der Formen der Herrschaftsverwirklichung in der Interaktion zwischen dem König bzw. der Königsfamilie einerseits und den verschiedenen Adelsgruppen andererseits in Italien rezipiert worden ist. Einige jüngere Historiker haben sich explizit mit ihr auseinandergesetzt; sie trifft sich ja bis zu einem gewissen Punkt mit dem, was z. B. Giuseppe Sergi und Paolo Cammarosano seit längerem publizieren, und zwar aus einer italienischen Forschungstradition heraus, für die hier der Name Giovanni Tabacco stehen mag. Aufgrund unterschiedlicher historischer Voraussetzungen gibt es jedoch auch tief greifende Unterschiede zwischen den Strukturen nördlich und südlich der Alpen, die zu beachten sind. Vielleicht wird die in Italien anlaufende Diskussion über „statualità“ in der Antike und im Mittelalter den Austausch über das Problem einer „Königsherrschaft ohne Staat“, wie Gerd Althoff in bewusster Zuspitzung formuliert hat, beleben. In die deutschsprachige Forschung fanden solche Konzepte leicht Eingang, weil es seit dem 19. Jahrhundert eine Debatte über die „Staatlichkeit“ des hochmittelalterlichen Reiches gab. Für das *Regnum Italiae* enthält die Vorstellung von der „Auflösung des Staates“ in spät- und nachkarolingischer Zeit eine begründete Perspektive. In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft wurde ihr, auf der Basis der Verhältnisse nördlich der Alpen und östlich des Rheins, seit den 1920er und 1930er Jahren dezidiert

das Modell einer „vorstaatlichen“ Verfassung des hochmittelalterlichen „deutschen“ Reiches entgegengehalten, dem nie ein institutionell organisierter Staat vorausgegangen war. Eine Verfassungsgeschichte, welche die Realität des 10./11. Jahrhunderts in ein System juridischer Normen zu zwingen sucht, ist in der deutschen Geschichtswissenschaft seit Jahrzehnten obsolet. Wenn man das Zusammenspiel von „Personenverbänden“ als Gegenmodell anführt, sollte man den Begriff allerdings nicht zu eng mit dem Denkschema des „Personenverbandsstaates“ verbinden. Dieser ist durch Heinrich Mitteis, Theodor Mayer und andere in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts in einer Weise definiert worden, in die sich die heutige Sicht nicht voll integrieren läßt. Nicht nur Althoff und ich sehen den Herrschaftsverband des ottonischen Reiches eher als Cluster sich überschneidender Netzwerke, die der König in einem durch Traditionen vorgegebenen Rahmen auf sich und seinen Hof zentrieren muss. Die Herstellung von Konsens spielt dabei die entscheidende Rolle. Den Weg zu dieser Sichtweise hat im Grund Gerd Tellenbach mit seinem Konzept der Personenforschung angebahnt. Die Bedeutung von materiellen Ressourcen, von Besitz oder Fiskalgütern, wird dadurch nicht abgewertet. Allerdings meine ich, daß sie für die Durchsetzung der Königsherrschaft weniger aus sich heraus als Machtpositionen zu begreifen sind, als daß sie durch ihren Einsatz in der Gestaltung des personalen Gefüges zu Machtmitteln werden. Das ändert sich mit dem Beginn der Territorialisierung, d. h. seit dem späten 11. und dem 12. Jahrhundert. Von dieser Zeit an kann man die Frage stellen, ob der König durch die Begünstigung von Großen oder Kirchen Reichsgut „verschleuderte“ – solche Vorwürfe werden seit dieser Zeit ja auch in den Quellen erhoben.

5.3. Im Anschluss an den fruchtbaren Sonderforschungsbereich zu den Formen pragmatischer Schriftlichkeit richtet sich Ihr derzeitiges Forschungsinteresse sowie das Ihrer Schüler auf die Untersuchung der symbolischen Kommunikation im Bereich des kommunalen Schriftgebrauchs. Die Erforschung dieses Aspekts charakterisiert auch Ihre jüngsten Arbeiten zum ottonischen Zeitalter und Reich. Darin eine enge Verbindung zu den Forschungen von Gerd Althoff zu sehen, ist vielleicht zu einfach, zumal Sie ja seit 1985, dem Erscheinungsjahr der gemeinsam mit Ihrem Kollegen verfassten Monographie zu den Ottonen, zusammenarbeiten. Außerdem scheint Ihr Ansatz sich in Bezug auf die Untersuchung der symbolischen Kommunikation von dem Gerd Althoffs zu unterscheiden, was vielleicht von den unterschiedlichen persönlichen Forschungswegen, die sie zu diesem Themenkreis führten, herrührt. In welcher Hinsicht kann dieser neue Ansatz für einen Historiker wie Sie, der aus einer solchen Perspektive heraus bereits intensiv untersuchte Themen erneut angeht, als heuristisch angesehen werden?

Gerd Althoff ist auf das Problem der symbolischen Kommunikation von ganz anderen Ansatzpunkten her gestoßen als ich; aber trotz der unterschiedlichen Ausgangspositionen konvergieren unsere Erkenntnisse in

hohem Maße. Mir wurde während der Arbeit meiner Teams am Thema des Schriftgebrauchs in den italienischen Kommunen immer deutlicher bewusst, daß sich uns bei unserem Vorgehen ein wesentlicher Aspekt entzieht: die symbolische Dimension des Schriftgebrauches, nicht zuletzt der verordneten Schriftlichkeit. Die hier aufgeworfenen Fragen trafen sich mit meinem Interesse am Problem der Staatlichkeit im frühen Mittelalter, wo viele für die Ordnung konstitutive Verhältnisse in rituell-symbolischen, öffentlich kommunizierten Formen vollzogen und gefestigt wurden. Da ich mit meinem Freund Gerd Althoff seit etwa 35 Jahren in engstem wissenschaftlichen Austausch stehe, habe ich seine fruchtbaren Interpretationen und Denkansätze praktisch von ihrem Entstehen bis zur definitiven Ausformulierung verfolgen können. Ganz zweifellos bin ich davon beeinflusst; seine Beobachtungen und Fragen haben mich oft zum Weiterdenken veranlaßt, und dies war sicher auch umgekehrt der Fall. Dass wir von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her in denselben Problemkreis und dann zu konvergierenden Erkenntnissen vorstoßen, verdeutlicht uns die Vielfalt der Aspekte, ist aber auch ein Ansporn nach dem gemeinsamen Grund der von uns beobachteten Phänomene zu suchen. Im Lichte der Neuerkenntnisse trifft allenfalls bedingt zu, daß wir uns mit schon intensiv erforschten Themen beschäftigen. Wir – jeder auf seine Weise und auf seinem Gebiet – entdecken Quellenaussagen von ziemlich zentraler Bedeutung, die man praktisch überlesen hat; wir können Verhaltensweisen und Geschehnisse erklären, die der älteren Forschung, falls sie von ihr überhaupt registriert wurden, unverständlich waren; wir regen vielfach eine neue Sichtweise im Umgang mit bekannten Quellen – Geschichtsschreibung, Königsdiplome, Statuten – an, und zwar nicht nur für die Interpretation von Einzelheiten, sondern für das Verständnis ganzer Gattungen. Insgesamt meinen wir auf unserem Forschungsgebiet zu zeigen, daß die Überlieferung viele Facetten des Lebens preisgibt, die bisher nur selten und nicht systematisch beachtet wurden; wo es gelingt, sie plausibel zu interpretieren, können vor unserem Auge neue, bislang unbeachtete Aspekte des Mittelalters erscheinen. Insofern meine ich schon, daß unser Vorgehen heuristisch von weit reichender Bedeutung sein kann.

5.4. Könnten Sie einige Beispiele anführen, bei denen der von Ihnen und Gerd Althoff gewählte, die symbolische Kommunikation in den Mittelpunkt stellende Ansatz es ermöglichte, neue Bedeutungen eines historiographischen Problems oder neue, früher nicht richtig verstandene oder nicht gesehene Facetten einer Quelle ans Licht zu bringen?

Unsere Perspektive erschließt nicht nur Quellenpassagen, die sonst unverständlich wären, und sie wirft nicht nur neues Licht auf die Bedeutung historiographischer Probleme. Sie kann zunächst zu einer neuen Einschätzung von bekannten Quellengattungen oder von oft beschriebenen Handlungsabläufen führen. Dadurch wird der Blick für bisher nicht wahrgenommene Phänomene geöffnet. Ich beschränke mich auf Einsichten aus

meinem Teilprojekt „Urkunde und Buch in der symbolischen Kommunikation mittelalterlicher Rechtsgemeinschaften und Herrschaftsverbände“. Hier erweist sich beispielsweise, daß die Privilegienvergabe nicht nur ein administrativer Schriftakt war, mit dem der König Getreue belohnte oder Rechte bestätigte. Die Ausstellung eines Privilegs war eingebunden in ein komplexes Geschehen, in dem am Hof des Herrschers Konsens über den Inhalt der Verfügung hergestellt werden musste, und sie wurde in einem öffentlichen Akt der Herrschaftsrepräsentation vollzogen, von dem wiederum viele Signale ausgingen: Demonstration königlicher Macht an diesem Ort, Stellung bestimmter Personen im Umfeld des Herrschers, Belohnung, aber auch Unterwerfung usf. Erst vor dem Hintergrund der sichtbaren Signale, der „Inszenierung“, wird das Privileg, werden Teile des Textes, die Umstände der Ausstellung und die Bedeutung der Privilegierung voll verständlich. Christoph Dartmann analysierte beispielsweise unter dem Aspekt der symbolischen Kommunikation den bekannten Eid des Podestà auf das Statutenbuch und gewann von da her, wie ich meine, neue Einsichten in die gelebte Verfassung der Kommunen im 13. Und 14. Jahrhundert. Christoph F. Weber zeigt in seiner Dissertation „Heraldische Symbolik in den italienischen Stadtkommunen“, wie sich im kommunalen Milieu vom 12. Jahrhundert an – parallel zur ritterlich-feudalen Heraldik, aber mit ganz eigenen Elementen – ein Kommunikationssystem mit einer eigenen Sprache entwickelte, das in der Verzahnung mit anderen, vor allem auch schriftlichen Medien eine entscheidende Funktion gewinnt für die Artikulation von Identität sowohl in der Kommune oder in kommunalen Bündnissen als auch in den innerstädtischen Gruppierungen und Parteikämpfen. Wir meinen auf diesem Weg den Fragestellungen in Diplomatie, Verfassungsgeschichte und Heraldik neue Dimensionen zu erschließen.

6. Die Organisation und die Bewertung der Forschung

6.1. *Die Forschungsorganisation trägt in Europa von Land zu Land ganz unterschiedliche Züge und ist gerade in diesem Moment ein besonders „heißes“ Thema in Italien, wo die Finanzierungsmechanismen wie die Progetti di Rilevante Interesse Nazionale [PRIN- Projekte von bedeutendem nationalen Interesse] auch darauf abzielen, eine ausgeprägte Tendenz zum Individualismus zu überwinden, obwohl man natürlich auch in Italien Schulen und Universitäten, die stärker auf spezifische Themen ausgerichtet sind, erkennen kann. Worin sehen Sie die Vorzüge und Mängel von typisch deutschen Initiativen wie den Sonderforschungsbereichen, die eine langwierige Vorbereitungsphase, eine lange Dauer und eine starke Koordination prägen? Hängt Ihrer Meinung nach dieser Ansatz der Sonderforschungsbereiche mit der deutlich hierarchisch ausgerichteten Struktur der deutschen Universität und der „nationalen“ Neigung zur koordinierten Forschung zusammen?*

In Deutschland war man sich nach dem Kriege dessen schmerzhaft bewusst, daß die Wissenschaft nicht nur durch die Not des Krieges und der Nachkriegszeit darniederlag. Sowohl der Nationalsozialismus mit seiner antirationalistischen Ideologie, mit der „Gleichschaltung“ der Universitäten, mit der Vertreibung der jüdischen Wissenschaftler und der Ausgrenzung nichtkonformistischer Gelehrter als auch die Universitäten selbst durch das Verhalten eines großen Teils der Professorenschaft haben eine Isolierung der deutschen Forschung bewirkt und sie in einen schwer aufzuholenden Rückstand geführt. Der Wille, hier aufzuholen und in die internationale wissenschaftliche Kommunität zurückzukehren, prägte die Debatten um Wissenschaftsförderung im Nachkriegsdeutschland und gab den Bemühungen oft einen zentralistischen Anstrich; freilich bremsen die föderale Struktur der Bundesrepublik, in der die Länder für Kultur und Bildung zuständig sind, und ein vielleicht typisch deutscher Bürokratismus die Initiativen – in Tellenbachs hochschulpolitischen Schriften gibt es dazu bezeichnende Äußerungen. Das erfolgreiche Programm der Sonderforschungsbereiche, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft [DFG] Mitte der 60er Jahre einrichtete, sollte die deutsche Wissenschaft wieder auf höchste Standards bringen und ihr zu internationaler Anerkennung verhelfen. Je mehr die Universitäten sich aufgrund von Sparmaßnahmen und Personalabbau gezwungen sahen, zur Aufrechterhaltung der elementaren Funktionen in der Ausbildung Forschungskapazitäten abzubauen, desto wichtiger wurden die Sonderforschungsbereiche, wenn überhaupt noch an den Universitäten und in einer gewissen Nähe zur Lehre geforscht werden sollte. Diese Notwendigkeit lief dann hinein in den europäischen und globalen Wettbewerb um ein möglichst gutes Wissenschaftsranking im internationalen Vergleich, an dem auch Italien beteiligt ist. In Deutschland hat die Politik seit kurzem eine „Exzellenzinitiative“ gestartet, aus der dauerhaft Elitehochschulen hervorgehen sollen. Das Experiment steht noch am Anfang und wirft viele bislang ungelöste Probleme auf. Die Universität Münster hat – zunächst auf fünf Jahre bewilligt – ein Exzellenzcluster „Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und der Moderne“ bekommen, das in seinen Dimensionen diejenigen eines Sonderforschungsbereichs weit übertrifft. Bezeichnenderweise waren aber an der Planung Mitglieder des Sonderforschungsbereichs [SFB] 496 maßgeblich beteiligt, und ihre Erfahrung in der fächerübergreifenden Kooperation hat sicher entscheidend zur Entwicklung einer überzeugenden Konzeption beigetragen. Doch in hierarchischen Strukturen, in denen einige wenige starke Männer oder Frauen den Ton angeben, lässt sich eine solche Kooperation nicht herbeiführen. Das Konzept verlangt viel Kollegialität, und auch das Verhältnis zwischen Professoren und Mitarbeitern würde ich bei uns eher als eine „flache Hierarchie“ beschreiben. Beides halte ich für eine entscheidende Voraussetzung ertragreicher Arbeit. Ein Vergleich mit den diesbezüglichen Initiativen in Italien würde mich selbst sehr interessieren, doch fehlen mir dazu alle Informationen.

6.2. *Wie würden Sie im Vergleich dazu die Organisation der historischen Forschung in Frankreich beurteilen?*

Ich weiß nicht, ob ich über die Systeme der Forschungsförderung in Frankreich hinreichend informiert bin, um zutreffend antworten zu können; vor allem überblicke ich nicht, welche Änderungen es in den letzten Jahren gegeben hat. Früher habe ich einen ganz grundlegenden Unterschied gesehen. Als Sprecher eines Sonderforschungsbereichs und als Projektleiters im Sonderforschungsbereich habe ich oft neidvoll auf die französischen Kollegen geschaut, die als besonders ausgewiesene Wissenschaftler durch ein Stipendium des CNRS [Centre National de la Recherche Scientifique, Nationales Zentrum für Wissenschaftliche Forschung] für Jahre freigestellt waren, um selbst zu forschen und sich auf die Erarbeitung eines großen Werkes konzentrieren zu können. Im deutschen System übernehmen Gelehrte von Rang zusätzlich zu allen Verpflichtungen in Lehre und Selbstverwaltung die Betreuung von Projekten und Mitarbeitern. Die ohnehin sehr bürokratische Organisation der Forschungsförderung in Deutschland muss in die komplexen und wenig flexiblen Strukturen der deutschen Universität eingepasst werden. Das Mißverhältnis zwischen Zeitaufwand und erreichtem Ergebnis war für mich manchmal sehr groß. Als ich mein Projekt „Der Verschriftlichungsprozeß und seine Träger in Oberitalien“ im SFB 231 (<<http://www.uni-muenster.de/Geschichte/MittelalterSchriftlichkeit/>>) plante, hatte ich vor, selbst intensiv in italienischen Archiven zu forschen. Doch konnte ich überall nur erste Sondierungen durchführen und musste dann die Reisen nach Italien weitgehend meinen Mitarbeitern überlassen. Nach zehn Jahren Einsatz für den SFB habe ich ernsthaft überlegt, ob ich den Schwerpunkt meiner Tätigkeit ganz auf Wissenschaftsorganisation und Forschungscoordination verlegen soll – mich aber dann doch für die eigene Forschung entschieden. Die vom CNRS geförderten französischen Kollegen würden wohl eine andere Bilanz ziehen. Es gibt allerdings eine sehr positive Seite des „deutschen Systems“. Die Projektförderung erlaubt es, begabte junge Menschen für einige Jahre in die Wissenschaft hineinzuführen und dann aus ihren Forschungen wiederum fruchtbare Anregungen zu erhalten. Die menschliche Atmosphäre dieser Zusammenarbeit im Projekt gehört für mich zu den großen Geschenken, die mir das Leben gebracht hat. Es war immer eine besondere Freude zu sehen, welche große, freie Schritte die jungen Doktoranden nach der Promotion in der Forschung noch getan haben. Darüber hinaus bringt die Zusammenarbeit mit den Kollegen aus anderen Teilprojekten eine kontinuierliche Diskussion wissenschaftlicher Probleme mit sich, die das überschreitet, was im eigenen Horizont liegt; und auch darin lag und liegt – in der Verbindung mit erfreulichen zwischenmenschlichen Begegnungen – eine große Bereicherung meines Lebens.

6.3. *In den verschiedenen historiographischen Traditionen Europas kommt den „regionalen“ historischen Traditionen ein ziemlich unterschiedliches*

Gewicht zu. Wie viel bedeutete für Ihre Arbeit an der Universität Münster die bereits vor Ihrer Ankunft existierende Tradition mittelalterlicher Studien? Aus dem kurzen Nekrolog, den sie für den im Mai dieses Jahres [2008] verstorbenen Karl Hauck für die Homepage der Universität Münster verfasst haben, scheint uns großer Respekt, aber auch eine gewissen Distanz erkennbar. Wie wird in Deutschland heute diese Problematik der regionalen „Schulen“ im Bereich der Mediävistik gesehen, vor allem im Vergleich zu Italien, wo diese Charakteristik einen großen Reichtum aber vielleicht auch eine Einengung bildete und immer noch bildet?

Wenn ich recht sehe, war die wissenschaftliche Ausrichtung der Historischen Seminare in Deutschland seit den 1970er Jahren weniger von einzelnen Gelehrten oder Schulen bestimmt als im damaligen Italien. Selbst in Freiburg, wo mit Josef Fleckenstein und Karl Schmid Schüler Tellenbachs bis 1988 dessen Lehrstuhl innehatten, ist Fleckenstein seinem Lehrer erst nachgefolgt, nachdem andere Gelehrte – darunter Karl Hauck – den Ruf nicht angenommen hatten. Der Vorgänger Haucks in Münster war Herbert Grundmann, mein Nachfolger ist Martin Kintzinger, d. h. die drei Neubesetzungen des Lehrstuhls seit 1945 bis 2002 betrachten jedes Mal eine neue Ausrichtung. Ich hätte die wirklich bedeutenden Forschungen Haucks nicht fortführen können und wollen, obwohl zwischen Hauck und mir von Anfang an eine große menschliche Verbundenheit bestand. (Der Nachruf auf dem Website der Universität war verfaßt als Presseinformation. Einen persönlicheren Nachruf findet man in «Frühmittelalterliche Studien», 41, 2007) Was ich in Münster gewissermaßen als verpflichtende Tradition vorfand, war einerseits das Institut für Frühmittelalterforschung und sein renommiertes Jahrbuch «Frühmittelalterliche Studien», andererseits eine enge Kooperation und lebendige Diskussionskultur sowohl unter den Mediävisten als auch über die Fächergrenzen hinweg. Das war die entscheidende Basis für Planung und Erfolg des SFB 231 „Träger, Felder, Formen pragmatischer Schriftlichkeit im Mittelalter“ (1986-1999) und des SFB 496 „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ (seit 2000). Die Lebendigkeit, die Vielseitigkeit und die interdisziplinäre Vernetzung der Mediävistik in Münster waren für mich ausschlaggebenden Kriterien dafür, den Ruf nach Münster anzunehmen.

6.4. Welchen spezifischen Beitrag leistete Gerd Tellenbach zur Wiederorganisation der Forschung in der Bundesrepublik Deutschland in der Nachkriegszeit? Was hat die Erfahrung in der Freiburger Gruppe für die Planung und Entwicklung der von Ihnen koordinierten Sonderforschungsbereiche mit sich gebracht?

Wie gesagt, habe ich das Modell „Sonderforschungsbereich“ erst in Münster kennengelernt. Sowohl hinsichtlich der Formen wissenschaftlicher Kooperation setzte der SFB 231 „Träger, Felder, Formen pragmatischer

Schriftlichkeit im Mittelalter“ (1986-1999) und der SFB 496 „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ (seit 2000) eine Tradition fort, die sich im SFB 7 „Mittelalterforschung (Bild, Bedeutung, Sachen, Wörter und Personen)“ (1968-1985) ausgeformt hatte. Allerdings strebten wir eine stärkere Konzentration auf ein Grundproblem und eine deutlich engere Vernetzung der Teilprojekte an als im SFB 7; das verlangten inzwischen auch die Richtlinien der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Zugute kam mir, daß ich in der intensiven, die offene Kontroverse nicht scheuenden, aber kollegialen Diskussionskultur des Freiburger Arbeitskreises zur Wissenschaft gefunden hatte; und davon übertrug sich vielleicht etwas auf den SFB 231, an dessen Planung und Leitung ich maßgeblich beteiligt war. Tellenbach selbst sah geisteswissenschaftliche Forschung primär als Aufgabe der Universitäten an, in der Humboldtschen Tradition der Einheit von Forschung und Lehre. Dafür forderte er vor allem eine den Aufgaben angemessene Ausstattung der Lehrstühle und die Förderung sowie eine berufliche Absicherung qualifizierter Nachwuchswissenschaftler. Für seine Projekte in Freiburg und später für die Toskana-Forschungen am DHI sicherte er sich geschickt aus verschiedenen Quellen eine jeweils zeitlich begrenzte Förderung. Als Hochschulpolitiker, der er von 1946 bis 1963 in starkem Maße war, setzte er sich nachdrücklich ein für eine wirksame Förderung der Forschung in der Bundesrepublik ein, auch für die Bildung eines deutschen „Wissenschaftsrates“, der die Anstrengungen in Bund und Ländern koordinieren und inspirieren sollte. Doch einer zentralisierten Forschungsförderung stand er skeptisch gegenüber und warnte vor dirigistischen Tendenzen. Einen sehr guten Eindruck von seinen Vorstellungen gibt ein Artikel „Ernst machen“ in der Deutschen Universitätszeitung von 1957 [wiederabgedruckt in: G. T., *Der sibyllinische Preis. Schriften und Reden zur Hochschulpolitik. 1946-1963*, hg. von R. Mielitz, Freiburg am B. 1963, S. 223-228]. Tellenbachs persönlichem Ideal entsprach wohl am ehesten der relativ offene Arbeitskreis um einen großen Gelehrten mit recht selbständig arbeitenden Schülern, wie er in Freiburg gewachsen war. Ich weiß, daß wir uns über solche Fragen unterhalten haben, doch erinnere mich nicht mehr recht an die diesbezüglichen Gespräche. Ich meine aber, daß Tellenbach sich für die Organisation der Arbeit – trotz großer Anerkennung der Ergebnisse – nicht mehr interessierte. Wie mich selbst beschäftigte ihn aber die Frage: «Und was wird danach aus den tüchtigen jungen Menschen?».

6.5. *Wie entwickelten sich im Lauf der Zeit die Beziehungen zwischen den mehr oder weniger gleichaltrigen Schülern Tellenbachs? Welchen Einfluss hatten diese Beziehungen auf die Entwicklung der Zeitschrift «Frühmittelalterliche Studien»?*

Die Verbindungen zwischen denjenigen, die in den Jahren vor dem Weggang Tellenbachs nach Rom im Freiburger Arbeitskreis waren, blieben

eng; aber das war bereits wieder eine besondere Gruppe unter den jüngeren Schülern Tellenbachs. Natürlich hatten die Älteren aus dieser Gruppe, etwa Karl Schmid, ihrerseits wieder Kontakte zu den älteren Schülern, auch zu denen, die schließlich nicht in die Wissenschaft gegangen sind. Auf den Inhalt der «Frühmittelalterlichen Studien» haben sich solche Verbindungen kaum ausgewirkt. Aber Karl Schmid war als Münsteraner Professor ja fast vom Anfang an Projektleiter im SFB 7; als er 1973 nach Freiburg ging, ist ihm Joachim Wollasch nachgefolgt, um das Teilprojekt „Personen und Gemeinschaften“ im SFB 7 zu übernehmen. Insofern gibt es in den «Frühmittelalterlichen Studien» viele Beiträge zur Erforschung der früh- und hochmittelalterlichen Memorialüberlieferung, die daß weiterführen, was im Freiburger Arbeitskreis begonnen worden war. Dass meine Freiburger Antrittsvorlesung von 1973 in den «Frühmittelalterlichen Studien» publiziert wurde, lag dezidiert am Interesse Karl Haucks. Die Auswahl der Beiträge für das Jahrbuch ist ganz stark thematisch bestimmt. Persönliche Verbindungen spielen dabei nur insofern eine Rolle, als die Herausgeber und Mitherausgeber dadurch früh erfahren, wo etwas Einschlägiges entsteht, und sich um den Beitrag bemühen können, oder als umgekehrt die Autoren aufgrund der Kenntnis unserer Arbeitsgebiete fragen, ob wir an einem Beitrag aus ihrer Feder interessiert sind.

6.6. Können Sie eine Kontinuität zwischen Ihren Forschungsthemen und denen Ihrer direkten Schüler feststellen? Waren die von Ihnen geleiteten Sonderforschungsbereiche in diesem Sinne fruchtbare Erfahrungen gemeinsamen Arbeitens?

Italienische Kollegen sprechen mich gelegentlich auf meine „Schule“ an. Gewiß habe ich auf die jungen Leute, die in meinem direkten Umfeld zur Wissenschaft fanden, durch die häufigen Gespräche, durch meine persönliche Art und meine spezifischen Interessen, vielleicht auch manchmal durch mein Vorbild eingewirkt. Und natürlich war ich an der Suche nach einem Thema für die Dissertation oder Magisterarbeit stets mit gewichtigem Rat beteiligt. Doch die meisten der Arbeiten gerieten seit 1986 in den Sog meines Forschungsprojekts „Der Verschriftlichungsprozeß und seine Träger in Oberitalien“. Von meinen Schülern waren viele Mitarbeiter des Sonderforschungsbereichs, d. h. ihre Stellen wurden auf Zeit zur Durchführung der Untersuchungen im Projekt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Insofern blieben ihre Untersuchungen in starkem Maße auf die Thematik des Forschungsprojekts ausgerichtet. Vielleicht können sich Italiener gar nicht ganz vorstellen, welche Faszination die Kombination von einer spannenden Fragestellung und der Begegnung mit Italien und seiner kommunalen Vergangenheit auf die Beteiligten ausübte. Im Rahmen der vorgegebenen Problemstellungen suchten sie alle ihr spezielles Thema. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die eine akademische Laufbahn einschlagen wollten, mußten sich allerdings auch

auf Gebieten bewähren, die nicht durch meine Forschungsprojekte bestimmt waren. Denn die Habilitationsordnung unserer Universität verlangt, daß das Thema der Habilitationsschrift sachlich auf einem anderen Gebiet liegen muß als das der Dissertation. Übrigens waren auch für mich ursprünglich weder die „Pragmatische Schriftlichkeit“ noch die „Symbolische Kommunikation“ Schwerpunkte meines wissenschaftlichen Interesses. Im Gespräch mit Kollegen über eine Problematik, die gemeinsame Forschung im Verbund verschiedener Fächer sinnvoll macht und erfordert, haben wir diese Themen gefunden. Dazu mußte jeder Beteiligte unter dem gemeinsamen Dach ein einschlägiges Projekt aus seinem Arbeitsgebiet entwickeln. Das habe auch ich getan.

Wenn aus der Zusammenarbeit viel mehr geworden ist als ein Arbeitsverhältnis, lag dies vor allem an der gemeinsamen Entdeckerfreude, die durch die Aufenthalte in Italien noch zusätzlich angefacht wurde. Es lag aber auch daran, daß Jörg Busch, Thomas Behrmann, Marita Blattmann, Franz Arlinghaus und Christoph Dartmann sozusagen als die „täglichen Projektleiter vor Ort“ wesentlich dazu beigetragen, daß das Team neben dem großen wissenschaftlichen Engagement aller Beteiligten immer zugleich eine menschlich eng verbundene Gruppe bildete. So gehört die Erinnerung an die Arbeit und die Atmosphäre im Projekt nicht nur für mich zu den beglückenden Erfahrungen meines Lebens, sondern auch die „Ehemaligen“ sagen mir immer wieder, was für eine schöne, glückliche Zeit die Jahre im SFB-Projekt für sie gewesen sind.

6.7. Im Moment wird in Italien viel über die Bewertung der wissenschaftlichen Produktion diskutiert: Wie wurde dieses Problem im Zusammenhang mit den Sonderforschungsbereichen angegangen?

Für die Begutachtung und die Bewilligung von Sonderforschungsbereichen gibt es ein genau geregeltes Verfahren unter Federführung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Es sichert, daß qualitative Kriterien die Grundlage der Entscheidung bilden. Voraussetzung ist die Interdisziplinarität und zugleich die innere thematische Kohärenz des Gesamtprojekts. Am Antrag müssen ausgewiesene Vertreter verschiedener Disziplinen beteiligt sein, in der Regel Professoren nur aus einer Universität, die dann jeweils ein Teilprojekt leiten, das mit anderen Teilprojekten vernetzt ist. Das wird in einem detaillierten Antrag dargestellt, in dem auch ein genau kalkuliertes Finanzvolumen anzugeben ist. Auf dieser Basis wählt die DFG 10-15 Gutachter aus, renommierte Vertreter der beteiligten Fächer, zu denen dann noch Vertreter verschiedener Institutionen hinzutreten. Bewaffnet mit dem Antrag, hört und diskutiert diese Kommission in der betreffenden Universität am ersten Tag Kurzvorstellungen der Projekte und besucht dann in Zweier- oder Dreiergruppen die Arbeitsplätze. Am nächsten Vormittag werden im Plenum Projektleiter, Mitarbeiter und Vertreter des Rektorats öffentlich zu kritischen Punkten befragt. Nach einer längeren Abschlußberatung

spricht die Kommission eine Empfehlung aus. Die Beurteilung wird später von einem fachnahen und einem fachfremden Mitglied der Kommission, die als „Berichterstatter“ eingesetzt worden waren, im Senat der DFG vorgetragen, der eine Bewilligung – eventuell mit Einschränkungen – oder die Ablehnung ausspricht. Alle drei, neuerdings alle vier Jahre wiederholt sich die Prozedur; denn die Bewilligungen werden immer nur auf drei bzw. vier Jahre ausgesprochen. Schon beim Erstantrag werden oft keineswegs alle Teilprojekte akzeptiert; und es kommt bei Verlängerungsanträgen immer wieder vor, daß einzelne Teilprojekte nicht weiter gefördert werden. Dabei entscheiden qualitative Aspekte, nicht quantitative Kriterien. Das System sichert auf jeden Fall ein hohes Niveau der geförderten Projekte und ein großes Maß an Objektivität. Es ist allerdings auch sehr aufwendig, sowohl für die Antragssteller als auch für die Gutachter, die sich dieser Aufgabe – für verschiedene Sonderforschungsbereiche – oft mehrfach im Jahr unterziehen müssen.

6.8. Wie wurde im Bereich der geisteswissenschaftlichen Zeitschriften die Problematik um peer review gelöst, und wie stehen Sie angesichts Ihres jahrelangen Engagements bei den «Frühmittelalterlichen Studien» dazu?

Für die geisteswissenschaftlichen Zeitschriften, speziell für die der Geschichtswissenschaft, sehe ich in der Forderung nach *peer review* kein dringliches Problem. Für nahezu alle historischen Zeitschriften sind heute mehrere Herausgeber verantwortlich, und ich meine, daß – anders als etwa in der Medizin – ausgewiesene Vertreter unseres Fachs in der Lage sind, die Seriosität und das Erkenntnispotential eines Artikels zu beurteilen, ohne dass sie Spezialisten für daß behandelte Thema sein müssen. Außerdem ist das Spektrum unserer Zeitschriften so breit, daß jeder Artikel, der ein gewisses Niveau erreicht, seinen Ort für die Publikation findet. Oft bestimmt ja eine Mischung aus sachlichen und persönlichen Gründen, wo man eine Studie anbietet. Auch bin ich in unserem Fach nie jemandem begegnet, der die Qualität einer Arbeit einfach nach dem Ort beurteilt, an dem sie publiziert wurde. Allerdings beeinflussen Verbreitung und Ansehen des Publikationsorgans die Wahrnehmung einer Veröffentlichung; doch selbst das scheint mir im Zeitalter der elektronischen Medien kein grundsätzliches Problem zu sein.

Unsere «Frühmittelalterlichen Studien» dürften sich weitgehend den Kriterien entziehen, um die es in der Debatte um *peer review* geht. Jeder eingereichte Beitrag wird mindestens von dreien der Herausgeber oder Mitherausgeber beurteilt, bevor wir drei Hauptherausgeber gemeinsam darüber entscheiden, ob er aufgenommen werden soll. Bei Bedarf holen wir noch den Rat von Spezialisten aus unserem Münsteraner Umfeld ein. Aber die Entscheidung fällt nicht einfach mit Blick auf die wissenschaftliche Qualität der eingereichten Arbeit. Nach der Gründung des Instituts für Frühmittelalterforschung (1965) rief Karl Hauck 1967 – zeitgleich mit der

Einrichtung des Sonderforschungsbereichs 7 „Mittelalterforschung“ – das Jahrbuch des Instituts, eben die «Frühmittelalterlichen Studien», ins Leben. Es sollte das Forum sein für eine konzeptionell erweiterte, interdisziplinäre und dialogische Mediävistik. So verstehen wir das Jahrbuch bis heute. Das Spektrum der Interessen ist sehr breit; aber von Anfang an konzentrierten sich die veröffentlichten Studien auf bestimmte Thematiken, während andere ausgeblendet bleiben. Die Auswahl war immer stark auf die Interessen in den Münsterschen Sonderforschungsbereichen ausgerichtet, aus denen zugleich ein erheblicher Anteil der Aufsätze stammt. Viele Beiträge sind aus Vorträgen hervorgegangen, die in Münster gehalten und diskutiert worden waren; in einzelnen Bänden finden sich gewissermaßen die Akten von in Münster veranstalteten Kolloquien. Die «Frühmittelalterlichen Studien» sind also in starkem Maße so etwas wie eine „gestaltete“ Zeitschrift, sowohl im Hinblick auf die behandelten Themen als auch auf methodische Zugänge. Deshalb verweisen wir manchmal selbst die Autoren sehr guter Manuskripte darauf, daß die behandelte Problematik nicht in die von uns gepflegten Interessengebiete fällt und ihr Beitrag besser an einem anderen Ort publiziert würde, wo die aufgeworfene Problematik häufiger diskutiert wird. Innerhalb unserer Themenschwerpunkte tangieren manche Beiträge – ungeachtet des Titels der Zeitschrift – ein sehr langes Mittelalter, von der Spätantike bis weit in die Neuzeit; und die angestrebte Interdisziplinarität verstehen wir so, daß die Beiträge aus einem Fach möglichst auch den Vertretern anderer Fächer etwas bieten und sie zum Dialog einladen sollten und daß sie für grundsätzlichere Fragen an das Mittelalter offen sind. Ich weiß nicht, wie weit sich diese Konzeption einer geisteswissenschaftlichen Zeitschrift mit dem vereinbaren lässt, was in der Forderung nach *peer review* angestrebt wird. Aber vielleicht rechtfertigt sich das Ergebnis unsere Verfahrensweise wenigstens als eine anzuerkennende Möglichkeit des Vorgehens.

7. Was werden Sie jetzt tun? Welche Projekte haben Sie für die nächsten Jahre, in welche Richtung gehen Ihre Pläne?

Fast ist es, als begänne ein neuer Lebensabschnitt. Ich freue mich darauf, meine Forschungsarbeit und die Themen meiner Veröffentlichungen wieder ganz selbstbestimmt planen zu können – und daneben auch Zeit zu haben, nichtwissenschaftlichen, persönlichen Interessen nachzugehen und Freundschaften mehr als bisher zu pflegen. Denn seitdem ich in Münster tätig war, fühlte ich mich gehalten, längerfristige Arbeitsvorhaben darauf abzustimmen, wie sie sich mit den Studien und Interessen hiesiger Kolleginnen und Kollegen zusammenführen lassen. Dem bin ich nun enthoben. Mein Projekt im SFB 496 geht mit diesem Jahr zuende. Ich hatte schon 2004 angekündigt, daß ich 2008 keinen Antrag auf weitere drei Jahre mehr stellen werde. Zum Glück haben in diesem Herbst auch meine Mitarbeiter Christoph Dartmann und Christoph Weber neue Stellen mit

anderen Aufgaben gefunden. Fast gleichzeitig habe ich mit dem Erscheinen des Gebhardt eine Verpflichtung eingelöst, die ich etwa vor 20 Jahren eingegangen war. Sie hatte sich zeitweilig zu einer drückenden Last entwickelt, nicht zuletzt deshalb, weil ich wegen der gleichzeitigen Einrichtung des SFB 231 und der daraus resultierenden Aufgaben immer nur phasenweise, unterbrochen von langen Intervallen, zur Arbeit an diesem Werk gekommen bin. (Die beiden Kapitel über Otto II. habe ich beispielsweise schon 1996 verfaßt und später nur noch aktualisiert). So bin ich jetzt eigentlich frei für neue Fragen und Erfahrungen und brauche meine wissenschaftlichen Pläne nur noch mit den verfügbaren Kräften – oder mit anderen Prioritäten – zu koordinieren. Doch natürlich lassen einen die alten Interessen nicht los; auch mit Problemen der Erkenntnis kann man enge Freundschaften schließen. Zunächst hoffe ich in absehbarer Zeit ein Buch abzuschließen, das in einer Rohfassung seit ca. 10 Jahren existiert: Es geht um die Formen des Umgangs mit der Schrift, um den sich wandelnden Gebrauch der Schrift im Rahmen der mittelalterlichen Kulturentwicklung. Der Entwurf stammt noch aus der letzten Arbeitsphase des SFB 231 und zielt auf eine Zusammenschau unserer Forschungsergebnisse, besser vielleicht: der daraus gewonnenen Erkenntnisse, mit den allgemeinen Entwicklungen der Kultur-, Geistes- und Schriftgeschichte. Die Arbeit am Thema „Symbolische Kommunikation“ hat allerdings zusätzliche Einsichten erbracht, so daß ich mein Manuskript nicht einfach nur einer gründlichen Schlußredaktion unterziehen kann, sondern manches neu überdenken muß. Falls ich die Zeit finde, mich in die wichtigen Veröffentlichungen zu vertiefen, die vor allem italienische, aber auch anderssprachige Wissenschaftler in den letzten Jahren vorgelegt haben, werde ich mich vielleicht noch einmal mit eigenen Studien in die Welt der italienischen Kommunen begeben. Vor allem würde ich gern mehr vom Zusammenleben im Alltag der städtischen und dörflichen Gemeinschaften wissen und von der Art und Weise, wie die Menschen ihre Welt erfahren und deren Herausforderungen bestanden haben. Durch den Kopf gehen mir auch andere Themen. So wird mir immer mehr zum Problem, wie weit, wenn wir uns mit der Geschichte einer fernen Zeit oder mit einer fremden Welt beschäftigen, unsere Fragen, unsere Interpretationen, unsere Erklärungsmodelle durch unsere jeweilige Sprache mitbedingt sind, in der immer auch historische Erfahrungen gespeichert sind, und was das für die wissenschaftliche Kommunikation bedeutet. Doch will ich wirklich so weiterarbeiten, wie ich es seit meinem Studium, seit etwa 50 Jahren, getan habe? Oder wird mir jetzt anderes wichtiger? Diese Frage habe ich noch nicht beantwortet. Mit über 70 Jahren weiß ich, daß die Zukunft nicht mehr unbegrenzt ist. Und ich meine die Erfahrung schon zu spüren, die viele ältere Menschen beklagen: daß die Zeit immer kürzer zu werden scheint, nicht nur die Monate und die Wochen, sondern oft auch die Tage und manchmal sogar die Stunden – wie es der von mir hochgeschätzte Iginio Rogger vor einigen Jahren ausgedrückt hat, als ich in Trient zusammen mit Josef Riedmann bei ihm zum Aperitif eingeladen war.

Italienische Veröffentlichungen

La marca di Tuscia fino all'anno mille, in Atti del 5° Congresso internazionale di studi sull'alto medioevo, Lucca 3-7 ottobre 1971, Spoleto, Centro italiano di studi sull'alto Medioevo, 1973, S. 117-140.

Origine sociale e formazione del clero cattedrale dei secoli XI e XII nella Germania e nell'Italia settentrionale, in *Le istituzioni ecclesiastiche della "societas christiana" dei secoli XI-XII. Diocesi, pievi e parrocchie*. Atti della sesta Settimana internazionale di studio, Milano 1-7 settembre 1974, Milano, Vita e Pensiero, 1977, S. 136-186.

I placiti nella storiografia degli ultimi cento anni, in *Fonti medioevali e problematica storiografica*. Atti del Congresso internazionale in occasione del 90° anniversario della fondazione dell'Istituto storico italiano, Roma 22-27 ottobre 1973, Roma, Istituto storico italiano per il Medioevo, 1977, s. 41-68.

Gli inizi del comune in Lombardia: limiti della documentazione e metodi di ricerca, in *L'evoluzione delle città italiane nell'XI secolo*, hrsg. v. R. Bordone - J. Jarnut, Bologna, il Mulino, 1988 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico, Quaderno, 25), S. 45-70.

Le origini sociali e famigliari del vescovo Anselmo, in *Sant'Anselmo vescovo di Lucca (1073-1086) nel quadro delle trasformazioni sociali e della riforma ecclesiastica*. Atti del Convegno internazionale di studio, Lucca 25-28 settembre 1986, hrsg. v. C. Violante, Roma, Istituto storico italiano per il Medioevo, 1992 (Nuovi studi storici, 13), S. 27-50.

La società comunale, in *L'età medievale*, hrsg. v. G. Cracco, Torino, Sei, 1992 (L'Europa e il mondo, 1), S. 275-290.

Federico II e le città: esperienze e modelli fino all'incoronazione imperiale, in *Federico II e le città italiane*, hrsg. v. P. Toubert - A. Paravicini Bagliani, Palermo, Sellerio, 1994, S. 17-33.

Signori e vassalli nell'Italia delle città (secoli IX-XII), Torino, Utet, 1995 (*Adelsherrschaft und städtische Gesellschaft in Oberitalien, 9.-12. Jahrhundert*, Tübingen 1979 [Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 52]).

Introduzione zur italienischen Ausgabe, in H. Keller, *Signori e vassalli nell'Italia delle città (secoli IX-XII)*, S. XI-LXII.

Gli statuti dell'Italia settentrionale come testimonianza e fonte per il processo di affermazione della scrittura nei secoli XII e XIII, in *Le scritture del comune. Amministrazione e memoria nelle città dei secoli XII e XIII*, hrsg. v. G. Albin, Torino, Scriptorium-Paravia, 1998 (I florilegi, 12), S. 61-94 (= *Oberitalienische Statuten als Zeugen und als Quellen für den Verschriftlichungsprozeß im 12. und 13. Jahrhundert*, in «Frühmittelalterliche Studien», 22 [1988], S. 286-314).

La decisione a maggioranza e il problema della tutela della minoranza nell'unione dei comuni periferici di Chiavenna e Piuro (1151-1155), in «Clavenna. Bollettino del centro di studi storici valchiavennaschi», 39

(2000), S. 9-55, mit Ergänzung S. 56 (= *Mehrheitsentscheidung und Majorisierungsproblem im Verbund der Landgemeinden Chiavenna und Piuro (1151-1155)*), in *Civitatum communitas. Studien zum europäischen Städtewesen*. Festschrift Heinz Stoob zum 65. Geburtstag, hrsg. v. H. Jäger, F. Petri, H. Quirin, Köln-Wien 1984 [Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Reihe A, 21], S. 2-41).

Tradizione normativa e diritto statutario in "Lombardia" nell'età comunale, in Legislazione e prassi istituzionale nell'Europa medievale. Tradizioni normative, ordinamenti, circolazione mercantile (secoli XI-XV). Convegno internazionale di studi nei 650 anni dalla fondazione a Pisa dello "Studium generale", 12-15 dicembre 1994, hrsg. v. G. Rossetti, Napoli, Gisem-Liguori, 2001, S. 159-173.

ODDO IMPERATOR ROMANORUM. L'idea imperiale di Ottone III alla luce dei suoi sigilli e delle sue bolle, in *Italia et Germania. Liber Amicorum Arnold Esch*, hrsg. v. H. Keller, W. Paravicini, W. Schieder, Tübingen, Niemeyer, 2001, S. 163-189.

Introduzione: Il XII secolo negli studi tedeschi dell'ultimo decennio, in *Il XII secolo: la «renovatio» dell'Europa cristiana*. Atti della XLIII settimana di studio, Trento 11-15 settembre 2000, hrsg. v. G. Constable, G. Cracco, H. Keller, D. Quaglioni, Bologna, il Mulino, 2003 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 62), S. 7-16.

La responsabilità del singolo e l'ordinamento della comunità. Il cambiamento dei valori sociali nel XII secolo, in *Il XII secolo: la "renovatio" dell'Europa cristiana*. Atti della XLIII settimana di studio, Trento 11-15 settembre 2000, hrsg. v. G. Constable, G. Cracco, H. Keller, D. Quaglioni, il Mulino, Bologna 2003 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 62), pp. 67-88 (= *Die Verantwortung des Einzelnen und die Ordnung der Gemeinschaft. Zum Wandel gesellschaftlicher Werte im 12. Jahrhundert*, in «Frühmittelalterliche Studien», 40 [2006], S. 183-197, mit einer aktualisierten Bibliographie).

Osservazioni sullo sviluppo dell'insediamento in Abruzzo tra XI e XIII secolo, in *Un incontro senese in onore di Pierre Toubert*. In occasione del conferimento della laurea honoris causa a Pierre Toubert da parte dell'Università degli studi di Siena (13 aprile 1999), hrsg. v. M. Ascheri, Roma, Viella, 2003, S. 73-87.

Introduzione, in *Europa in costruzione. La forza delle identità, la ricerca di unità (secoli IX-XIII)*. Atti della XLVI settimana di studio del Centro per gli Studi Storici Italo-Germanici in Trento, Trento 15-19 settembre 2003, hrsg. v. G. Cracco, J. Le Goff, H. Keller, G. Ortalli, Bologna, il Mulino, 2006 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 69), S. 443-466.

La scrittura e le scritture, in *Europa in costruzione. La forza delle identità, la ricerca di unità (secoli IX-XIII)*, Atti della XLVI settimana di studio del Centro per gli Studi Storici Italo-Germanici in Trento, Trento 15-19 settembre 2003, hrsg. v. G. Cracco, J. Le Goff, H. Keller, G. Ortalli, Bologna,

il Mulino, 2006 (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Quaderni, 69), S. 443-466.

L'abolizione della servitù e l'idea della libertà dell'uomo nei comuni italiani del XIII secolo, in *Il Liber Paradisus e le liberazioni collettive nel XIII secolo. Cento anni di studi (1906-2008)*, hrsg. v. A. Antonelli e M. Giansante, Venezia, Marsilio, 2008, S. 113-130 (= *Die Aufhebung der Hörigkeit und die Idee menschlicher Freiheit in italienischen Kommunen des 13. Jahrhunderts*, in *Die abendländische Freiheit vom 10. zum 14. Jahrhundert. Der Wirkungszusammenhang von Idee und Wirklichkeit im europäischen Vergleich*, hrsg. v. J. Fried (Vorträge und Forschungen 39) Sigmaringen 1991, S. 389-407).

La civiltà comunale italiana nella storiografia tedesca, in *La civiltà comunale italiana nella storiografia internazionale. Atti del I convegno internazionale di studi del Centro di studi sulla civiltà comunale dell'Università degli studi di Firenze, Pistoia 9-10 aprile 2005*, hrsg. v. A. Zorzi, Firenze (im Druck), S. 19-64.

Il laboratorio politico del comune medievale, hrsg. und mit einer Einführung v. Giuseppe Sergi, übers. v. Sara Beccaria und Andrea Degrandi, im Druck, Torino, Einaudi¹.

La "rivoluzione documentaria" nei comuni italiani [2000], in *Scritture e memoria del potere*, hrsg. v. G. G. Fissore, in Vorbereitung, Bari, Laterza (La storia d'Italia nel medioevo).

¹ Der Abdruck des kompletten Inhaltsverzeichnisses des Bandes, der sowohl erstmals ins Italienische übersetzte Beiträge als auch einen gänzlich uneditierten Text aufweist und dessen endgültiger Titel noch nicht feststeht, erscheint uns an dieser Stelle sinnvoll.

Introduzione

Parte prima

Istituzioni, cultura politica e società nell'Italia medievale

1. La società comunale. Convivenza civile tra ispirazione religiosa e sperimentazioni istituzionali
2. La formazione del comune cittadino come problema di storia sociale
3. La nobiltà nei comuni italiani
4. Metamorfosi dell'economia contadina e della vita rurale. Crescita demografica e organizzazione sociale nei secoli XII e XIII
5. "Comune": autonomia cittadina e governo di popolo alla luce delle procedure elettorali dei secoli XII-XIV

Parte seconda.

L'esemplarità della Lombardia comunale

1. Milano nel secolo XI
2. Decisione della maggioranza e diritti delle minoranze. L'unione dei comuni di Chiavenna e Piuro
3. La codificazione delle consuetudini milanesi del 1216 e il contesto socio-istituzionale della città
4. Milano negli anni della guerra contro l'imperatore Federico II
5. La società milanese del Duecento nello specchio della tradizione archivistica